PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

ISRAELSONNTAG 2013

In Geist und Wahrheit beten

Evangelium nach Johannes 4, 24

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Ellen Ueberschär**: Geleitwort

I Anstöße aus der biblischen Tradition

6 **Friedrich-Wilhelm Marquardt:** Gedanken zu Joh 4,19 – 26 zum 10. Sonntag nach Trinitatis

12 **Peter von der Osten-Sacken:** »Die Rettung kommt von den Juden« Exegese von Johannes 4,19 – 26

17 **Matthias Loerbroks:** Predigtmeditation über Johannes 4,19 - 26

22 **Matthias Loerbroks, Christian Staffa:** Liturgie für den Gottesdienst am 10. Sonntag nach Trinitatis

II Reformation und Toleranz

28 **Margot Käßmann:** Reformation und Toleranz

30 **Martin H. Jung:** Reformation und Toleranz – und die Juden? Anmerkungen eines Reformationshistorikers zum Israelsonntag 2013

37 **Ingrid Schmidt:** Lucas Cranach, Die Zehn-Gebote-Tafel, 1516

43 **Helmut Ruppel:** Der Brief zum Bruch oder Wie Martin Luther Josel von Rosheim die Koexistenz von Juden und Christen aufkündigte

54 **Yariv Lapid:** Zur politischen Disposition Israels

III Materialien für die Gemeinde

62 **Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt:** Die Zehn-Gebote-Tafel von Lucas Cranach dem Älteren im Lutherhaus Wittenberg / Die Zehn Gebote für die ungelehrten Leut' – Der Dekalog in der Graphik des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit / Haut ab! – Die Juden in der Beschneidungsdebatte / Auf Gegenkurs – Eine Fest- und Dankesschrift zum 100. Geburtstag von Pfarrerin Dr. h. c. Ilse Härter / Anni von Gottberg und die Bekennende Kirche / Feministische Theologie, Politische Theologie – Entwicklungen und Perspektiven / Alltagskultur des Antisemitismus im Kleinformat – Vignetten der Sammlung Wolfgang Haney ab 1880 / Schalom / Alle Zeit der Welt – Anlässe um miteinander über Zeit zu sprechen

IV ASF-Freiwillige berichten

68 **Ella Enzmann:** Mit hundert Jahren noch Freundschaften schließen

71 **Martin Harer:** »Was hat Ihr Großvater in der Zeit des Nationalsozialismus gemacht?«

73 **Karl Ludwig:** Zu Besuch mit Bratsche

74 **Elena Trenz:** Immer etwas los

75 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
76 Autor_innen, Bild- und Fotonachweise
77 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchgemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero[at]asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Ellen Ueberschär, Generalsekretärin des DEKT

Nicht nur Menschen wurden deportiert. Es gibt auch deportierte Sätze. Einer dieser Sätze steht in Johannes 4,22: *Das Heil kommt von den Juden.* Ein Satz aus dem Munde Jesu, kein Zusatz und kein Nebensatz. Zuerst wurde der Satz deportiert, herausseziert, zum Verstummen gebracht. Danach folgten die Menschen. 1905 hieß es in einem evangelischen Kommentar zum Johannesevangelium, der Satz sei »eine der abgeschmacktesten und unmöglichsten Glossen ..., die jemals einen Text nicht nur entstellt, sondern in sein gerades Gegenteil verkehrt haben«. (zit. nach A. Pangritz, 9.11.2008). Aber der Satz hat das Vernichtungslager der Fehlinterpretation, der exegetischen Unmöglichkeitserklärung überlebt. Abgeschmackt ist nicht der Satz und sein Inhalt, sondern diese Art von Kommentaren. Aber wie steht es heute mit unserer evangelischen Interpretation? Ist sie nicht immer noch scheu und zurückhaltend? Der Satz, der stillschweigend wieder an seinen Platz und behutsam in seinen Kontext zurückgesetzt wurde, wie man einen Setzling einpflanzt, wird vorsichtig beäugt. Man will sehen, wie er sich entwickelt. Zu den Hauptsätzen evangelischer Profilbildung gehört er noch immer nicht. Auf den ersten Bänken tummeln sich eher Sätze wie der vom lebendigen Wasser in Johannes 7. Auch unter den fett gedruckten Merksätzen in der Luther-Bibel findet sich unser Satz nicht. Im Kapitel 4 verfehlt der lehrreiche Fettdruck unseren wiederauferstandenen Satz ganz knapp. Nach den Bearbeitern der Lutherübersetzung sollen sich die evangelischen Christen nicht den Vers 22, sondern den Vers 24 merken: *Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.* Dabei ist der Überlebende, der Satz: *Das Heil kommt von den Juden*, viel einfacher zu merken und auch zu verstehen: »Die Formulierung fasst den Inhalt der gesamten Schrift wie keine andere in einem einzigen Satz zusammen.« sagt Frank Crüsemann in seinem kämpferischen Buch vom Wahrheitsraum des Alten für das Neue Testament. (Crüsemann, Wahrheitsraum, 124) Unser Satz ist geradezu die Voraussetzung, um den Vers vom Geist und von der Wahrheit zu verstehen. Um welche Wahrheit geht es denn? Geht es nicht um die Wahrheit des Gottes von Abraham, Sara, Isaak, Rebecca, Jacob und Rahel? Und geht es beim lebendigen Wasser nicht um die Tora, diesen Brunnenquell göttlicher Erkenntnis? Warum wohl spielt sich die Szene zwischen Jesus und der Samariterin, die fast eine Liebesgeschichte ist, an einem Brunnen ab? Ach, möchte man seufzen, es ist doch so einfach: *Das Heil kommt von den Juden.* Alles andere kommt danach. Alle anderen Perspektiven auf das Leben, den Glauben, die Gesellschaft kommen danach. Was anders soll denken, wer das Tagebuch von Etty Hillesum aufschlägt, der klugen Amsterdamer jüdischen

Philosophiestudentin, 27 Jahre jung, ermordet in Auschwitz. Sie schreibt am 20. Juli 1942: »Realität ist etwas, das man auf sich nehmen muss, alle Leiden und Schwierigkeiten, die damit einhergehen, muss man auf sich nehmen und tragen, und während des Tragens wächst die Kraft zum Tragen. Die Vorstellung vom Leiden an sich jedoch (..) muss man aufgeben. Und gibt man diese Vorstellungen auf, in denen das Leben wie hinter Gittern gefangen sitzt, dann befreit man das wirkliche Leben und die Kräfte in seinem Inneren, und dann wird man auch die Kraft haben, die wirklichen Leiden des eigenen Lebens und der Menschheit zu ertragen.« (195). Man ist fast sprachlos ob der Stärke dieser Persönlichkeit, die, ohne es zu beabsichtigen, eine messianische Interpretation ihres eigenen Lebens gibt. *Das Heil kommt von den Juden* – in Etty Hillesums Kraft, die Leiden der Menschheit zu tragen, bekommt der Satz, unser Satz, der nie anders als im Präsens gemeint war, eine neue, nahe Präsenz. Wo gilt er heute?

So kurz vor dem 500. Jubiläum der Reformation, das sich an eine Geschichte knüpft, deren Wahrheitsgehalt weit geringer ist als die unseres wiederauferstandenen Satzes, tut Klarheit gut – klarer Blick auf die Geschichte des Protestantismus und seiner Bibelauslegung, klarer Blick auf die Gegenwart mit ihren Schlussstrichsehnsüchten und ihrer Israelkritik, mit ihren judenmissionarischen Rechtfertigungen und scheinheiligen Argumentationen in der so genannten Beschneidungsdebatte. Stünde unser Satz am Anfang aller Sätze der evangelischen Beiträge zu aktuellen Themen – es ginge Klarheit aus vom evangelischen Meinungsbild. Möge dieser Israelsonntag 2013 zur Klarheit ermutigen. Das vorliegende Heft sei Ihnen dazu als Anleitung ans Herz gelegt.

Geschichte bekam plötzlich ein Gesicht

»Mein Freiwilligenjahr im Museum des ehemaligen KZ Dachau hat mir noch einmal verdeutlicht, wie wichtig es ist, dass wir uns auch heute dafür engagieren, dass Menschen nicht ausgegrenzt werden«, sagt die ehemalige amerikanische ASF-Freiwillige Teresa Walch bei einer Podiumsdiskussion in San Francisco am 31. Januar 2013, vier Tage nach dem Internationalen Holocaust-Gedenktag. Die vierte Veranstaltung in den USA zum Thema »Reconciling Lives« nach dem gleichnamigen Buch von Autor und ASF-Freundeskreismitglied Alvin Gilens wurde von ASF in Kooperation mit dem lokalen Deutschen Generalkonsulat, dem American Jewish Committee und dem Goethe-Institut organisiert.

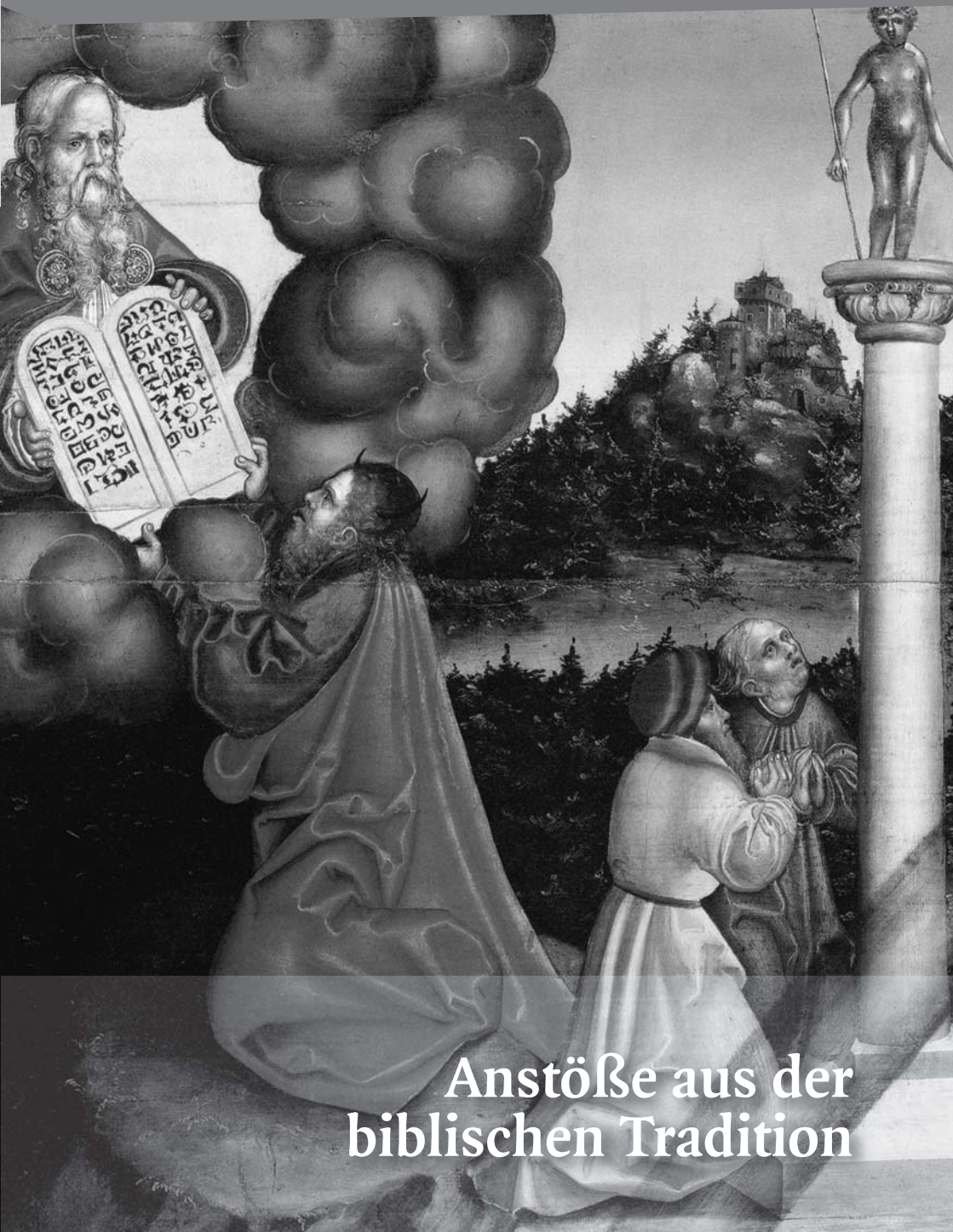
Freiwillige von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste begegnen während ihres Friedensdienstes vielen verschiedenen Menschen. Dies sind Begegnungen, die Spuren hinterlassen. In Alvin Gilens' »Geschichte bekam plötzlich ein Gesicht« (englischer Titel: »Reconciling lives«) erzählen junge Freiwillige von ihren Begegnungen mit Überlebenden der Schoa und davon, wie diese sie beeinflusst haben. Der Autor dokumentiert diese einzigartigen Beziehungsgeschichten von ASF-Freiwilligen mit Überlebenden in den USA, in Tschechien, Großbritannien und Israel.

→ Lucas Cranach, Die Zehn-Gebote-Tafel: Du solt kei frembde gott an betten

Bestellung im ASF-Infobüro

Das Buch kann auf deutsch und englisch bei ASF im Infobüro bestellt werden und kostet 19,90 Euro: (030) 283 95 – 184 oder infobüro[at]asf-ev.de

KAPITEL I



Anstöße aus der biblischen Tradition

Gedanken zu Joh 4,19 – 26 zum 10. Sonntag nach Trinitatis

Friedrich-Wilhelm Marquardt

Der 10.Sonntag n. Tr. ist zeitlich nahe benachbart dem 9. Av des jüdischen Kalenders. Das ist etwa der 10. August nach unserer Zeitrechnung, und das war in der Erinnerung des jüdischen Volkes der Tag, an dem im Jahre 70 n. Chr. der jüdische Widerstand gegen die römische Macht endgültig gebrochen worden war und Jerusalem in die Hand des Feldherrn Titus fiel, der Tempel verbrannt und die ganze Stadt bis auf den Grund zerstört wurde. Zwar konnte sich die Wüstenfestung Massada noch annähernd drei Jahre länger halten. Aber der Fall Jerusalems war – mehr als nur symbolisch die Katastrophe der jüdischen Volksgeschichte – bis zum heutigen Tage unvergessen; die Rückgewinnung der ganzen Stadt im Sechstagekrieg 1967 wurde als erster Schritt zur Heilung einer nie vernarbten Wunde aufgefasst, und der politische Kampf um den Tempelberg ist seit jenen Augusttagen des Jahres 70 bis heute der Nerv der ganzen schrecklichen Nahost Situation, wie wir alle sie miterleben. Auf diesen 9. Av konzentriert sich das ganze Katastrophen-Denken der geschichtlichen Erinnerung des jüdischen Volkes. Zwar kann der damalige Verlust Jerusalems nicht das Unsagbare der Erinnerung an Auschwitz in sich aufnehmen; aber in dem Geschichtswissen der Juden, in dem keine noch so ferne Vergangenheit vergehen kann, ist die Erinnerung an den ersten Verlust Jerusalems, als die Stadt im Jahre 587 v. Chr. von der Großmacht Babylon eingenommen wurde und damit die sprichwörtlich gewordene »babylonische Gefangenschaft« der Juden begann, auf den Tag und den Monat genau auf das gleiche Datum gesetzt worden wie der Verlust der Stadt 657 Jahre später.

Im jüdischen Gottesdienst wird der 9. Av darum mit den Klagelliedern Jeremias' begangen, der 587 v. Chr. ein Zeitzeuge des ersten Untergangs war und herzzerreißend darüber vor Gott geklagt hat mit Worten, die die Zeiten überdauern. Als noch im Februar 1945 Dresden in Grund und Boden zerbombt worden war, hat der Kreuzkantor Rudolf Mauersberger Texte aus diesen Klageliedern für seinen Chor vertont: »Wie liegt die Stadt so wüst, die voll Volks war« (Klagelieder 1,1). Da wurde die Erinnerung an den jüdischen Verlust auf einen deutschen Verlust übertragen und des deutschen Leides mit Worten des jüdischen Leides gedacht.

Immerhin noch besser das als jene christliche Übernahme der jüdischen Trauer um Jerusalem, durch die der 10. Sonntag n. Tr. zum »Israelsonntag« liturgisch bestimmt wurde. Israels Wege und Trauer wurden da ins Zwielicht

gebracht, als aus der Klage um das verlorene Jerusalem eine Klage über Jerusalem als Repräsentantin des jüdischen Volkes gemacht wurde, das »seinen« Jesus »verworfen« hat. Die Erzählung, wie Jesus auf dem Weg in seine Passion die Stadt sah »und weinte über sie« (Lk 19,41), konnte ja noch als ein Zeichen seiner inneren Beteiligung an den Wegen und Schicksalen seines Volkes aufgefasst werden. Indem die Christen das Mitleiden Jesu mit der Stadt auf sich selbst deuteten, machten sie sich selbst auch solidarisch mit den Sünden Jerusalems. In manchen Bach-Kantaten zum 10.Sonntag n. Tr. können wir nicht nur Töne von christlichem Selbstmitleid, sondern wirklicher Erkenntnis der eigenen Sünde hören. Aber gerade bei Bach hören wir dann auch Töne eines christlichen Hochmuts und einer Verachtung »Jerusalems«, und da spüren wir die nicht solidarischen antijüdischen Gedanken und Töne, die dieser Sonntag im Laufe der Zeit auch bekommen hat.

So ist dieser Tag im Verhältnis zum 9. Av einerseits ein Zeichen der Mit-Trauer von Christen mit Juden, andererseits von gehässiger Judenverachtung. Also ein zwielichtiger Tag! Und darum ist es gut, versuchsweise einmal nicht unserer Predigtordnung für den 19. August 2001 zu folgen, wo uns (typisch traditionell) die Bußpredigt des Jeremia gegen die Leute vorgegeben wird, die immer noch am Tempel von Jerusalem hängen, wo sie doch besser gesellschaftlich rechttun sollten (Jer 7,1 11). Stattdessen sollten wir heute einmal gegen den Wind dieser Tradition zu kreuzen versuchen und im Geist von Jerusalem nach Samaria wandern, um dort etwas ganz anderes zum »Israel-Sonntag« zu hören: »Das Heil kommt von den Juden.« (Joh 4, 22)

In der Kürze der Predigtzeit ist es gewiss nicht möglich, der Gemeinde diese Geschichte einer Begegnung der samaritanischen Frau mit Jesus im Ganzen zu erzählen, die wir in Johannes 4 finden. Ich schlage vor, uns zu beschränken auf Joh 4,19.26 und auch hier das Nachdenken (und die Botschaft an die Gemeinde) zu sammeln auf die Parole 4,22b.

Natürlich müssen wir der Gemeinde erklären, was es mit Samaria und den Samaritanern auf sich hat, und sollten uns nicht scheuen, im Gottesdienst auch einmal geschichtliches Wissen zu vermitteln und das allgemeine Begehren einen Moment aufzuhalten, das von einer Predigt nur etwas verlangt, was »mich angeht«. Samaria ist ein Kerngebiet der heutigen Westbank. Jeden Tag können wir in der Zeitung von der Stadt Nablus hören, die auf dem Gebiet des alten Sychar liegt, nah unter dem Berge Garizim, also dort, wo das Gespräch zwischen der Samaritanerin und Jesus stattgefunden hat (Joh.4,5). Den Jakobsbrunnen gibt es dort bis heute, und unter den Arabern lebt noch heute eine winzig kleine Gemeinde von Samaritanern.

In biblischen Zeiten gehörte Samaria zum Nordreich Israels, das – mehr als hundert Jahre vor dem ersten Fall Jerusalems schon im Jahre 722 v. Chr. – zusammengebrochen und in die Hände der östlichen Großmacht Assyrien gefallen war. Diese hat eine rigorose Politik der Völkervermischung in den von ihr eroberten Gebieten betrieben, so dass ziemlich schnell die ethnische Identität der dortigen Israel Bevölkerung verloren gegangen und, jedenfalls in den Augen des noch freien südlichen Juda, unerkennbar geworden ist. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass das Bild von jener samaritanischen Gesprächspartnerin Jesu, einer Frau, die fünf Männer hatte, und der sechste, mit dem sie derzeit zusammenlebt, ist in den Augen Jesu »nicht dein Mann«, (Joh 4,17f.) ein Symbol sein soll, eine Personifikation dieser von den Assyrern zu verantwortenden heidnisch-jüdischen Mischbevölkerung Samarias, wo die strikte Ehegesetzgebung der jüdischen Tradition nicht eingehalten werden konnte. Aus dem Balkan-Krieg haben wir in letzter Zeit von Lagern gehört, in denen Frauen systematisch vergewaltigt wurden, um, wie einer der Täter sagte, diese Frauen den Männern ihres Volkes zu entfremden und so das gegnerische Volk in seinem Bestand und wenigstens in seiner Identität zu schmälern. So betrachtet gibt es m. E. keinen Anlass, diese Gesprächspartnerin Jesu als Hure zu bezeichnen und moralische Urteile über sie zu mobilisieren. Diese Frau verkörpert das Schicksal ihres Volkes, und es ist der Jude Jesus, der selbst nach Bethlehem und ins südliche Judäa Gehörende, der das Gespräch auf das schon lange nicht mehr ganz und wirklich Jüdische dieser Frau bringt; er reagiert aus dem Bewusstseinshorizont jenes Judentums heraus, das – mit den Erfahrungen der Babylonischen Gefangenschaft im Leibe – gerade das Gesetz der ehelichen Reinheit als entscheidendes Mittel zur Selbstbewahrung und zum Überleben des jüdischen Volkes in seiner Gottes-Identität angesehen hat. In der Samaritanerin sieht er die Verkörperung eines Israel vor sich, das gezwungen wurde, durch ethnische Vermischung sich selbst preiszugeben.

Dieses geschichtliche Schicksal hat das alte, verlorengegangene nördliche »Israel« und das südliche »Juda« tief voneinander getrennt, auch geistig. Die Samaritaner blieben auf dem Stand der Entwicklung im Augenblick ihres »Zusammenbruchs« 722 v. Chr. stehen. Die fünf Bücher Mose allein betrachteten sie als ihre Autorität, während ja in der Geschichte des Südens die kleinen und großen »Propheten«, zusätzlich zu Mose, an Ansehen gewannen und im Laufe der Zeit noch andere heilige »Schriften« den Fortgang der Geschichte begleiteten, so dass später die jüdische Bibel »Mose«, die »Propheten« und die »Schriften« enthielt (Tora, Neviim, Ketuvim = Tanach), während im Norden die Mosebücher allein die leitende Kraft blieben. Dass die Samaritaner auf ihrem Berg Garizim einen eigenen Tempel bauten, als sie keinen freien Zugang nach Jerusalem mehr hatten, hat wohl bald tiefere als nur diese pragmatische

Bedeutung bekommen: Jerusalem nicht mehr das geistige Zentrum. Und bald gewann die Entfremdung der beiden Volksteile voneinander gesellschaftliche Alltagsbedeutung: »Juden verkehren nämlich nicht mit Samaritanern« (Joh 4,9): so wie West- und Ostdeutsche (der Not gehorchend, aber leider auch dem eigenen Trieb) nicht.

Umso überraschter die samaritanische Frau, als Jesus sie anspricht und sogar als ein Bittender zu ihr kommt: ein Mann zu einer Frau (in patriarchalischen Verhältnissen schon in sich unerhört), mehr noch: ein »Jude« zu einer Samaritanerin (4,9). Ein Zeichen großer innerer Unabhängigkeit auf beiden Seiten! Jesus ist (südlicher) Jude und hat die Erfahrungen und Überzeugungen der »Juden« in sich, bejaht deren Gesetzeswissen (z.B. über die Reinheit der Ehe). Aber er hat keine Berührungsängste mit diesem »verlorenen« Volksteil von einst und meint auch von dessen »Wasser«, etwas ihn Stärkendes und in der Mittagshitze Erfrischendes (auch das zugleich »real« und symbolisch) erbitten zu können. In dieser inneren Unabhängigkeit sieht die samaritanische Frau etwas »Prophetisches« (4,19) also etwas, was sie in ihrer samaritanischen Tradition nicht mehr mitbekommen haben. (Das jüdische Gesetz widerspricht nicht der Freiheit, im Gegenteil: Es macht frei!) Und das interessiert sie nun, da bohrt sie nach: Was ist das mit eurer südlichen Juda- und Jerusalem-Tradition, was habt ihr da wie weiterentwickelt nach unserer geschichtlichen Teilung vor über 700 Jahren?

Jesus antwortet ganz offen, ohne Höflichkeitshemmungen: Ihr pflegt da im Norden einen Gottesdienst, in dem ihr in der Tiefe doch nichts wirklich »wisst«, »kennt« (4,22), wo ihr wohl die von Mose formulierten äußeren Dienste und Alltagsweisungen eures Lebens mit Gott beachtet; aber die tieferen, in manchem radikaleren Töne der Propheten und die Weisheitserkenntnisse der »Schriften«, die fehlen euch. Das ist bei uns im Süden anders: »Wir (Juden) beten an, was wir kennen«, d. h. unser Leben und Gottesdienst sind geprägt von einem stetigen »Lernen«, Talmud, Tora und Erneuerunq von Gotteserkenntnis. Das trennt uns. Jesus spricht hier ganz im Geist eines rabbinischen Judentums. Und in diesem Sinne sagt er: »Das Heil, die Hilfe, kommt von den Juden«, aus dem Süden, aus Judäa und Jerusalem, aus der Welt eines stets sich aktualisierenden Judentums; und dies ist hilfreicher als ein altes, stehengebliebenes »Wissen um Gott«.

Und nun ist es genau dieser rabbinische Geist, der Jesus auch in diesem Augenblick noch weiter nach vorne blicken lässt, auf eine abermals neue Situation der Gotteserkenntnis. Er sieht eine Stunde kommen, wo man weder Mose noch die Propheten noch die Schriften brauchen wird zu Gottesdienst und voller Lebensverwirklichung. Da werden »die wahren Anbeter des Vaters« anbeten »in Geist und Wahrheit« (4,23 24).

Über diese Ankündigung Jesu haben Theologen und Philosophen Berge von Missverständnissen gehäuft: von einem »gesetzesfreien« Christentum, von einem »dritten Reich« des Geistes nach einem Reich des Vaters (in Israel), nach einem Reich des Sohnes (im Christentum der Kirche). Nicht wenige große Philosophen haben ihr dogmenfreies, von der Kirche gelöstes Philosophieren vom Jesus dieser beiden Verse legitimieren lassen (Kant, Hegel, Fichte, Schelling u. a.), und ein ziemlich heruntergekommenes bürgerliches Bewusstsein zehrt bis heute davon: »Religiös« ja; »kirchlich« nein und frei, halt: »christlich«, aber nicht jüdisch-jesuanisch radikal.

Es kommt sehr darauf an, den Israel-Sonntag dazu zu nutzen, diesen Berg von Missverständnissen abzutragen. »Anbeten in Geist und Wahrheit« ist nicht »das Christliche« im Gegensatz zum »Jüdischen«. Diesem allzu vorurteilsgeladenen Leicht-Sinn sollten wir energisch widerstehen. Es ist auch nicht: freie Geistesreligion (gar: Religion des freien Geistes) gegen Traditionsgebundenheit. Vielmehr sind »Geist und Wahrheit«, ruach ve emet, Wirkweisen der Tora: Geist der Heiligung (Geist, in dem Menschen sich heiligen vor Gott, nicht: christlicher Heiliger Geist als dritte Person der Trinität) und emet = Treue, die festhält und in der wir festhalten können an Gott. »Geist und Wahrheit« leben aus der Fülle der Überlieferungen beider Israel: des Mose, der Propheten und der Schriften.

Und die »kommende Stunde« ist die einer neuen Einheit der beiden von einander entfremdeten Volksteile. Wo nicht mehr bloß die historische Geografie zählt: Ihr Garizim, wir Jerusalem; wo vielmehr Samaritaner und Judäer geeint einen neuen Tag aus der Tiefe ihrer gemeinsamen Tradition erleben werden. Und Jesus ist hier der Einer des gespaltenen Volkes Israel, der Kinder Jakob/Israels, (Darum spielt die Geschichte am Jakobs-Brunnen: 4,5.6).

Die samaritanische Frau hat dies offenbar begriffen und spricht Jesus darum auf den »Messias« an (4,25.26), den Helfer und Einer des jüdischen Volkes! Ob Jesus sich davon als Messias betroffen sieht, geht aus 4,26 nicht eindeutig genug hervor. Er sagt nicht: Der Messias bin ich, nur: Eben davon rede ich mit dir.

Aber natürlich können »wir heute« es auch so hören: Dieser Messias bin ich Einer des Getrennten, Zusammenbringer der verschiedenen Traditionen. Und nun: »wir«?

Jesus ist hier und an diesem Israel-Sonntag ein *innerjüdisches* Ereignis. Wir sind unseren Gottesdienstbesuchern immer wieder diese Erkenntnis schuldig und sollen nicht müde werden, ihnen das so plastisch, wie es in dieser Geschichte

geschieht, darzustellen. Ehe es um die Einung der zerstrittenen Menschheit (und der getrennten Kirchen!) geht, geht es darum, dass Israel sich findet und wieder zusammenfindet. »Das Heil kommt von den Juden« ist nicht einfach christlich aufzulösen in den Satz: »Der Heiland kommt von den Juden«. Der kann von daher nur kommen, weil eben zuvor (Vers 22 vor Vers 25!) »das Heil« von den Juden kommt: von allen Juden, den Juden insgesamt.

Und das geht auch »uns« aus den anderen Völkern an. Ohne das Heil Israels kein Heil für die übrige Welt. Dass Gott die Welt geliebt hat, als er ihr seinen Sohn schickte, im dritten Kapitel des Johannesevangeliums (3,16), muss sogleich im vierten Kapitel weiter verdeutlicht werden: »Das Heil kommt von den Juden«, d. h. davon, dass sie sich finden und einen.

Darum ist alles, was mit den beiden Israel von heute – den »Israelis« im Land und den »Juden« inmitten der Völker geschieht, auch für uns Nicht-Juden von größtem Interesse, ja geht uns »unbedingt« an. Denn darin geht uns auch Jesus an.

Friedrich-Wilhelm Marquardt, Lasset uns mit Jesus ziehen, Dahlemer Predigten und Texte über die Wege Jesu, 1956-2001, hrsg. von Michael Weinrich, im Auftrag des Arbeitskreises Studium in Israel, 2004, 86-91

siehe auch: Texte & Kontexte, Exegetische Zeitschrift, Nr.118-120, Predigtmeditationen 1957-2001, hrsg. von Dorothee Marquardt, Dortmund 2009, 147-151

siehe auch: Friedrich-Wilhelm Marquardt, Aus Liebe zur Schrift, Predigt über Joh. 4,1-26, Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2007, 115.125

»Die Rettung kommt von den Juden«

Exegese von Johannes 4,19 – 26[1]

Peter von der Osten-Sacken

Jesus hat, so scheint es, Samarien gemieden, jedoch nicht nach Johannes. Wie Galiläa, wie Judäa, wie die ganze Welt ist es sein Eigentum (vgl. 1,10f.) und doch spezifisch unterschieden: Es ist Samarien, das die Verbindung schafft zwischen Jerusalem und dem Rest der Welt. In Samarien bekennt er: »Die Rettung kommt von den Juden« (4,22), deren Sitz Jerusalem ist (1,19). In Samarien verweist er die Jünger auf die Aufgabe der Mission (4,31-38). In Samarien wird er zuerst im Chor der Gemeinde als »Retter der Welt« bekannt (4,42). In Samarien deutet er über beides hinaus: über den Kult auf dem jüdischen Zion und über den Kult auf dem samaritanischen Garizim (4,21). Die recht gewaltsam abgetrennte Perikope ist so aufs Engste in c. 4 verwoben.

Der letzte echte Einschnitt im Ablauf des Kapitels liegt in V. 16 vor. Jesus – im Wissen, was im Menschen ist (2,25) – gibt zu erkennen, dass ihm nichts verborgen bleibt (V. 16-18). Die Frau am Brunnen, deren Leben er benennt, kommt zum religionsgeschichtlich konsequenten Schluss: »Ich sehe, du bist ein Prophet« (V. 19)[2]. Später eilt sie von dannen und knüpft hieran an: »Kommt, seht einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe! – Ist etwa dies der Christus?« (V. 28). Von dieser Frage her scheint deshalb auch der auffällige Fortgang in V. 20 bestimmt (vgl. V. 25f.). Die Frau nutzt den Kairos. Ermutigt durch Jesu prophetisches Wort dringt sie weiter vor, eine Antwort auf den alten Streitfall heischend: Garizim oder Jerusalem? Zwar hatte der jüdische Herrscher Johannes Hyrkan einst, im letzten Drittel des 2. Jahrhunderts v. Chr., den rivalisierenden Tempel auf dem Garizim zerstört. Doch der Berg galt dem Volk der Samariter weiterhin genauso viel wie den Juden der Zion. Alljährlich feierten sie auch nach der Zerstörung ihres Heiligtums das Passa auf dem Garizim. Bis heute haben sie diesen Brauch beibehalten, so wie die Juden bis heute an der Klagemauer, dem Rest der Westmauer des 70 n.Chr. zerstörten Tempels, beten und Gottesdienst halten. Der Konflikt zwischen den beiden Gruppen von Kindern Israel, der Konflikt auch zwischen ihren Bergen, gehört der Geschichte an, wohl deshalb auch, weil es nur noch wenige Samariter oder Samaritaner gibt. In nachbiblischer Zeit jedoch gärte der Konflikt jahrhundertelang. Garizim oder Jerusalem? Wir oder ihr?

Die Auskunft Jesu ist spannungsreich. Von der Frau als Jude angeredet (»Ihr sagt ...«, V. 20), antwortet er als solcher und doch wieder so, wie kein anderer religiöser Jude es täte. Die Ankündigung der Stunde, da die Samaritaner

(»Ihr«) weder hier noch da, also auch nicht in Jerusalem anbeten werden, ist schwerlich mit jüdischer Tradition vereinbar, in der der Zion auch der Gottesberg der Endzeit ist. Scheint deshalb hier bereits Jerusalem der Abschied gegeben, so plädiert der zweite Satz (V. 22) für das Gegenteil. Jesus zeiht die Samaritaner, sie würden unwissend anbeten, behauptet für seine, die jüdische Seite hingegen die rechte Erkenntnis, eben weil die Rettung von den Juden komme. Die bequemste Lösung des Problems scheint die Streichung von V. 22 als Glosse[3]. Gerade aber weil er unbequem ist, stellt er sachlich den schwierigeren Text dar und ist deshalb beizubehalten[4]. Er birgt eine für das vierte Evangelium charakteristische Spannung. Zwar grenzt sich die hier redende judenchristliche Gemeinde vom übrigen Judentum ab, aber dies geschieht unter gleichzeitiger Wahrung der Kontinuität mit Israel[5]: Die Rettung der Welt kommt von den Juden und nicht etwa von den ebenfalls aus den fünf Büchern Mose lebenden Samaritern. Diese Gewissheit hat allerdings für die johanneische Gemeinde eine spezifische Gestalt. Sie gründet sich auf den Nazarener, den Juden Jesus, den sie als »das Lamm« erfahren hat, »das die Sünde der Welt trägt« (1,29) und das sie dadurch rettet. Durch ihn wird die Gewissheit von 4,22 für die Gemeinde aus einer biblisch fundierten allgemeinen Überzeugung zu einer spezifischen. Darum belässt es das vierte Evangelium nicht einfach bei der Feststellung von V. 22, sondern fährt fort: »Doch es kommt die Stunde, und nun ist sie da, dass die wahren Anbeter Gott in Geist und Wahrheit anbeten werden« (V. 23). Was in V. 21 bloße Ankündigung war, wird hier als Gegenwart bekannt. Jerusalem und Garizim werden transzendiert durch die Größen Geist und Wahrheit. Sie bilden jetzt das Medium, durch das dem Vater gehuldigt wird, der auf der Suche nach solchen Verehrern ist. Er selber ist Geist, und eben deshalb ist die Anbetung in Geist und Wahrheit die ihm gebührende Weise des Kults (V. 24). Unverkennbar wird hier aus jener Wirklichkeit heraus gesprochen, die in den Abschiedsreden (c. 14-16) für die nachösterliche Zeit verheißen wird. Es ist die Realität des von der Gemeinde empfangenen »Geistes der Wahrheit« (14,17), mit dem Jesus zurückkehrt (14,18) und mit ihm der Vater selber (14,23). Da der Geist, durch den Gott in der Gegenwart handelt, von Jesus gespendet wird (14,16), gilt die Begründung »denn die Rettung kommt von den Juden« damit auch mit Blick auf den in V. 20-24 betonten Heiligen Geist.

Dieser Zusammenhang zwischen Jesus und Geist tritt deutlicher in V. 25f. hervor. Die Frau scheint mit der Antwort des Propheten (V. 19) nicht zufrieden, eher enttäuscht oder abwartend klingt das Wissen, das sie der Ankündigung Jesu entgegensetzt: »(Der) Messias kommt«, sagt sie unbestimmt, und wenn er kommt, »wird er uns alles kundmachen« (V. 25). Wie auch sonst im vierten Evangelium offenbart Jesus im entscheidenden Moment selber, wer er ist, hier

seine Identität als Retter. Indem er sich als Messias identifiziert, sucht er dem Fragen und Warten der Frau ein Ende zu setzen. Der kurzen Näherbestimmung »Ich bin's, *der mit dir redet*« (V. 20) kommt besonderes Gewicht zu. Sie schlägt über V. 25 die Brücke zurück zu den Aussagen in V. 20-24. Die Frau hat zuvor als Kennzeichen des Messias seine Fähigkeit genannt, alles kundzumachen. Identifiziert sich Jesus als *Redender* mit dem Messias, so rückt damit das erneut ins Blickfeld, *was* er zu ihr geredet hat. Die Ansagen in V. 20-24 kommen so als wesentliches Moment der Messianität Jesu zu Gesicht. Spezifisches Kennzeichen Jesu als Messias ist deshalb nach c. 4, dass die Zeit des Geistes und damit die Zeit der Anbetung in Geist und Wahrheit in ihm selber ihren Anfang nimmt. In Übereinstimmung mit der Funktion des Messias, alles kundzumachen, hat er diesen Kairos wirkkräftig kundgetan.

Religionsgeschichtlich birgt der Zusammenhang freilich ein Problem. Eine Messias-Erwartung im wörtlichen Sinne ist den Samaritanern fremd, nachgewiesen vielmehr nur die Dtn. 18,15.18 ausgesprochene Erwartung eines Propheten wie Mose[6]. Deshalb hat das vierte Evangelium der Samaritanerin anscheinend christologisch sprachliche Nachhilfe gegeben, wenn es sie vom Messias reden lässt. Johannes hat jedoch auch das traditionelle jüdische Messiasverständnis umgeprägt. Der Retter von 4,19-26 trägt alle Züge eines endzeitlichen Propheten. Ungeachtet dessen will Johannes auf die Zusage hinaus: Hier ist mehr als ein Prophet – der Christus, der Messias oder – in Angleichung an griechisches Gehör – der Retter. Begriff und Tradition des Messias werden beibehalten und doch neu austariert.

Theologisch ähnelt die Struktur des Zusammenhanges der Art und Weise, wie Johannes vielfach die Wunder oder Zeichen Jesu und sein Reden ins Verhältnis setzt. Das Wunder ist das Geschehen, das durch sein Wort in seinem Sinn erschlossen wird: Es ist ganz dazu da, alles Augenmerk auf die Person zu lenken. Ganz ähnlich ist die Bezeichnung Jesu als Prophet der Anknüpfungspunkt für seine Identifikation als Messias (vgl. auch 4,39-42). Als Messias oder als Retter der Welt benennt Jesus nicht nur das menschliche Leben, wie es ist, macht er nicht nur Zeit und Stunde Gottes kund, als ginge es um reine Information. Vielmehr bürgt er mit seiner Person dafür, dass »die Stunde kommt und nun da ist«, eine Bürgschaft bis an sein Ende. So wird die erfüllte Stunde real in Jesu Präsenz am Brunnen, in seinem Wirken, wie es das Evangelium insgesamt bezeugt, und in seiner Gegenwart, wie sie durch den angekündigten Geist repräsentiert wird, der die Gemeinde an alles erinnert, was er (also auch hier in c. 4) gesagt hat (14,26).

Der Akzent liegt mit alldem auf der Gegenwart der johanneischen Gemeinde. Ihr liegt an ihrem Ursprung im jüdischen Volk, aber anscheinend betet sie

nicht mehr in Jerusalem an. Der Tempel ist in ihrer Zeit seit einer Generation zerstört, mehr noch aber ist für sie Jesus selber seit seinem Tod und seiner Auferstehung der Tempel der Gemeinde, abgerissen und wieder aufgebaut (2,13-21). Er ist damit für sie auch der ‚Raum' für die Anbetung des einen Gottes. Wird diese Anbetung von Johannes als solche »in Geist und Wahrheit« qualifiziert, dann schließt dies ein: Dieser Raum, Jesus als Tempel, ist dort, wo der Gottesdienst in der Kraft jenes Geistes geschieht, der von dem Juden Jesus ausgeht, wie er im Johannesevangelium dargestellt wird: eins mit dem Schöpfer der Welt, dem Gott Israels.

Meditativ ließen sich mehrere Wege einschlagen:

(1) Es ist mehr als ein Jahrhundert her, dass der Berliner Historiker Heinrich Treitschke mit dem Ruf »Die Juden sind unser Unglück!« böses antisemitisches Blut stiftete. Es ist ein gutes halbes Jahrhundert her, dass Joh 4,22 aus Bibeln deutsch-christlicher Provenienz und aus Religionsbüchern für den Schulgebrauch gestrichen wurde[7]. Die Heilige Schrift lehrt demgegenüber durch das Evangelium des Johannes unverbrüchlich: Nicht unser Unglück, sondern die Rettung kommt von den Juden. In den genannten Vorgängen der Wilhelminischen und der NS-Zeit waren deshalb nicht Geist und Wahrheit am Werk, sondern die Lüge, und so auch in den Gottesdiensten, die in solch antijüdischem Geist gefeiert wurden, wie sehr sie sich auch auf Jesus Christus beriefen. Ein Gottesdienst in der Kraft des Heiligen Geistes und der Wahrheit gemäß wird entsprechend nur dann seinen Charakter wahren können, wenn die Feiernden der Herkunft ihrer Rettung von den Juden im johanneischen Sinne lebendig eingedenk bleiben.

(2) Ein wesentliches theologisches Problem des ökumenischen Wortes vom Gottesdienst in Geist und Wahrheit dürfte seine Anfälligkeit für eine enthusiastische, ideologisierende Deutung sein, die an der Realität der eigenen Religionsgemeinschaft vorbeigeht. So bleibt die Erinnerung wesentlich: Auch ein Gottesdienst, der solchen traditionellen Kultorten wie Garizim und Zion entsagt, bedarf der – nur zu bald wiederum heiligen – Räume. Wie sieht deshalb eine christliche Gemeinde aus, die dieses Wort polemisch nicht nur gegen sich selbst, sondern – wie hier – auch gegen andere aufzunehmen befugt ist? Zu bedenken gilt: Das Wort Jesu über die Anbetung in der Kraft des Heiligen Geistes und der Wahrheit gemäß und die Gewissheit der Gemeinde, dass solcher Gottesdienst in ihm begründet ist, haben Zeugnis- und Bekenntnischarakter. Nur um den Preis zerstörerischen Hochmuts ließe sich der Schluss ziehen, dass aller andere Gottesdienst als der im Namen Jesu per se geistlos und lügnerisch sei.

(3) Was Anbetung/Gebet in Geist und Wahrheit heißt, hat Johannes in c. 17 veranschaulicht, dem sogenannten hohenpriesterlichen Gebet Jesu. Zwar betet hier der Sohn selbst und nicht die Gemeinde. Ungeachtet dessen umschließt sein Gebet die Kriterien für das, was ein Gebet ist, das von Geist und Wahrheit geleitet wird. So könnte man diesen Kriterien mit Hilfe von c. 17 weiter nachsinnen. Allerdings könnte man mit der Frage nach beispielhaftem Gebet auch über Johannes hinausgehen. Denn die christliche Gemeinde hat durch die Zeiten hin mit Recht den Psalter des Alten Testaments, dieses Gebet- und Gesangbuch Israels, als die Schule angesehen, in der man im ersten Teil des Kanons lernt, wie man im Geist und in der Wahrheit betet und anbetet. Wenn die christliche Gemeinde bis heute hin von diesem Buch der Juden lernt, wie man betet, dann ist auch dies eine Veranschaulichung der Wahrheit, dass die Rettung von ihnen kommt.

---

1 Leicht redigierte Fassung einer Exegese von Joh 4,19-26, die zuerst erschienen ist in: Gottesdienstpraxis. 5. Perikopenreihe. Erg.-Bd. Exegesen, hg. v. E.Domay/H. Nitschke, Gütersloh 1982, 106-109, und dann, ein erstes Mal leicht bearbeitet, in einer ASF-Pedigthilfe von 2007. Aus der neueren Kommentarliteratur sind insbesondere die Ausführungen von K. Wengst hervorzuheben: Das Johannesevangelium. 1. Teilband: Kapitel 1-10, Stuttgart 2000, 162-168.

2 Vgl. 1. Kor. 14,23-25 sowie die vorrangige Aufgabe der biblischen Propheten.

3 »Ganz oder teilweise«: R. Bultmann, Das Evangelium des Johannes (1941), Göttingen 201978, z.St., u.a.

4 Mit H. Thyen, »Das Heil kommt von den Juden«, in: D. Lührmann/G. Strecker (Hg.), Kirche. Festschrift G. Bornkamm, Tübingen 1980, 169ff.

5 Ebda. passim, u.a.

6 Vgl. H.G. Kippenberg, Garizim und Synagoge, Göttingen 1971, 303.306ff.

7 Vgl. zu letzterem P.C. Bloth, »... denn das Heil kommt von den Juden.« (Joh 4,22). Zur Bedeutung eines Bibelwortes für den Religionsunterricht vor fünfzig Jahren, in: Berliner Theologische Zeitschrift 4 (1987), 228-230.

Predigtmeditation über Johannes 4,19-26

Matthias Loerbroks

Vorbemerkung

Drei Themen vor allem sind es, die den vorgeschlagenen Predigttext mit dem Israelsonntag verbinden: 1. Jesus redet als Jude zu Nichtjuden und prägt in diesem Zusammenhang den Grundsatz: Das Heil, die Rettung, Befreiung kommt von, kommt aus den Juden. Und das in einem Buch, in dem »die Juden« sonst eine Bezeichnung für Gegner Jesu ist. 2. Er scheint die Frage nach dem Ort der Anbetung – weder auf diesem Berg noch in Jerusalem (v21) – zu relativieren, indem er eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit anvisiert – was diesen Text in die Nähe des traditionellen Israelsonntags rückt: christliche Deutung der Zerstörung Jerusalems und des Tempels. 3. Der Text enthält einen eigentümlichen Beitrag zur Frage, in welchem Sinn Jesus der Messias ist, stellt einen Zusammenhang her zwischen dieser Frage und seinem Gespräch mit der Nichtjüdin aus Samaria und eröffnet damit die in diesem Buch so gewichtige Reihe der Ich-bin-Worte: Ich bin´s – der mit dir redet.

Beobachtungen zu Johannes 4

Es ist sein Erfolg in Juda, der für Jesus bedrohlich ist, ihn zur Rückkehr nach Galiläa veranlasst, wo er kurz zuvor sein erstes Zeichen getan hatte, das ebenfalls mit Wasserschöpfen und mit Wasserkrügen zu tun hatte, ebenfalls angestoßen wurde durch ein etwas seltsames Gespräch mit einer Frau: Er hatte bei einer Hochzeit Wasser zu Wein gemacht und mit diesem Zeichen gezeigt, dass er gekommen ist, um für volles, pralles, buntes und fröhliches Leben zu sorgen, gegen Mangel eintritt, gegen kümmerliches und verkümmertes, beschädigtes und bedrücktes Leben. An diese Geschichte wird nach der Episode in Samaria (4,46) erinnert.

Er musste aber durch Samaria ziehen (v4), behauptet der Erzähler – geographisch musste er nicht. Da gab und gibt es andere Wege. Es muss sich um ein theologisches Müssen handeln. Inwiefern Jesus auf Samaria angewiesen ist, deuten die Verse 5 und 6 an: das Land, das Jakob seinem Sohn Josef gegeben hatte; die Quelle Jakobs. Der Erzähler erinnert an den Ursprung der Spaltung zwischen Nordreich und Südreich, zwischen Jakobs Söhnen Josef und Juda. Die Quelle Jakobs, Israels klingt so doppelsinnig. Jesus sitzt an der Quelle des Lebens, kommt aber ohne fremde Hilfe, ohne Hilfe Samarias nicht ran. Jesus ist abgemüht, und es ist zwölf Uhr mittags. Eins seiner letzten Worte am Kreuz wird sein: mich dürstet.

Da kommt auch schon eine Frau aus Samaria, um Wasser zu schöpfen. Die Frau bietet Jesus nichts an, und als er sie um etwas zu trinken bittet, verweist sie auf den Gegensatz: du – ein Jude; ich – eine Samaritanerin, erinnert an die Trennung an der Quelle Jakobs. *Gib* mir zu trinken, hatte Jesus gesagt und sagt nun: Wenn du kenntest die *Gabe* Gottes und wer das ist, der zu dir sagt: *gib* mir zu trinken, so hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser *gegeben* – beide hätten einander was zu geben. Die Frau jedoch betont Jesu Angewiesenheit: Du hast kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief.

Tief ist der Brunnen der Vergangenheit, so beginnt Thomas Manns Josefroman, sollte man ihn nicht unergründlich nennen? Auch die Frau geht weit zurück in die Vergangenheit: Du bist doch nicht größer als unser Vater Jakob, erinnert auch an Jakobs Söhne und damit an die Trennung zwischen Juda und Josef. Jesus geht auf diese Konkurrenzfrage nicht ein. Nicht er ist mehr als Jakob-Israel, sondern der Quelle Jakobs ist mehr verheißen. Wieder spricht er vom Geben, davon, dass das Wasser, das er gibt, in den Trinkenden wiederum zur sprudelnden Quelle wird, und weckt damit die Sehnsucht der Frau, die nun das Stichwort ausgreift: Gib mir dieses Wasser, dass ich nie mehr dürste und hierher kommen muss, Wasser zu schöpfen. Viele Exegeten sprechen hier und überhaupt beim Johannesevangelium gern von der Technik des Missverständnisses und meinen damit platterdings: Jesus verheißt Hochgeistiges, nämlich ewiges Leben, die Frau aber versteht nur Materielles, erhofft sich eine Erleichterung ihrer Hausarbeit. Bei unserer Geschichte kann von Missverständnis keine Rede sein: Die Frau hat sehr genau und sehr tief verstanden, was die Bilderrede vom Wasser des Lebens, vom ewigen Leben meint. Ein volles, ein erfülltes, ein ganzes, ein lebendiges Leben. So wird ihr die Mühsal des immer wieder neuen Wasserschöpfens und Wasserschleppens zum Bild ihres mühsamen und ermüdenden Lebens, der immer neuen Anfänge und Aufbrüche, des immer neuen Scheiterns, der nagenden Vergeblichkeit, lähmenden Sinnlosigkeit. Hier treffen sich zwei, die beide abgemüht, die auf einander angewiesen sind.

Doch da nimmt das Gespräch eine etwas überraschende Wende. Jesus redet vom Mann dieser Frau, davon, dass sie fünf Männer gehabt habe und nun einen, der nicht ihr Mann ist. Das klingt, als müssten erst Ehe- und Liebesgeschichten aufgeklärt werden, ehe die Quelle lebendigen Wassers sprudeln kann. Es ist ja nicht zu bestreiten, dass es das als kirchliche Praxis gab und gibt: anderen Sünden vorhalten, dunkle Seiten aufdecken, um ihnen ihre Angewiesenheit auf die Gnade und das Evangelium nachzuweisen. Dietrich Bonhoeffer hat das als pfäffisches Schnüffeln kritisiert. Das sollten wir Jesus nicht unterstellen. Er redet diese Frau als Vertreterin ihres Volkes an, die Frau

aus Samaria wird hier Frau Samaria. Jesus greift damit ein Bild aus den Prophetenbüchern auf, dem Teil der Bibel also, der in Samaria nichts gilt. Die Propheten hatten die Beziehung zwischen Gott und seinem Volk Israel oft mit einer Liebesgeschichte verglichen, und darum den Abfall Israels von seinem befreienden Gott, seine Hinwendung zu anderen Herren und Mächten als Hurerei bezeichnet. Aber auch verheißen, dass Gott Israel zum Ursprung, zur Quelle ihrer Liebesgeschichte zurückführen wird.

Im Unterschied zu vielen moralisierenden Auslegern, die sich etwas abenteuerlich das Privatleben dieser Frau zusammenphantasieren, versteht die Frau selbst diese Bilderrede sofort: Ich sehe, du bist ein Prophet, sagt sie, und meint damit nicht: ein Hellseher, der irgendwelche Heimlichkeiten erkennt, die kein Mensch wissen kann und soll. Und so redet sie auch nicht von ihrer Ehe, sondern vom Kern des Konflikts zwischen Juden und Samaritanern, redet als Sprecherin ihres Volkes Jesus als Juden an, spricht von wir und ihr: Unsere Väter haben auf diesem Berg angebetet, doch ihr sagt, Jerusalem ist der Ort, wo man anbeten soll. Und Jesus greift dieses Gegenüber auf, redet nun auch von wir und ihr – gegenüber Nichtjuden ist er Sprecher aller Juden: Ihr betet an, den ihr nicht kennt, wir beten an, den wir kennen. Auf die Frage nach dem richtigen Ort für Gottesdienst geht er nicht ein, denn es gibt Zeiten und es hat sie gegeben, da weder in Jerusalem noch auf dem Garizim Gottesdienst möglich ist. Wichtiger ist ihm der Zusammenhang zwischen Gottesdienst und Gotteserkenntnis; eine höchst beunruhigende Anrede an Nichtjuden: Ihr betet an, den ihr nicht kennt. Jesus hält es für möglich, dass sie Gottesdienst feiern, fromm sind, Religiöses erleben und empfinden und doch keine Ahnung von Gott haben, den Gott Israels nicht kennen.

Doch Jesus fügt diesem kritischen Wort eine Verheißung hinzu: Die Befreiung kommt von den Juden. Damit will Jesus die Frau aus Samaria nicht zum Judentum bekehren, aber zu den Juden. Denn der Gott, den Jesus Vater nennt, hat sich in seiner Freiheit an dieses kleine Volk gebunden in der Erwartung, die anderen Völker werden ihn in seinen Wegen mit diesem Volk kennen lernen. Befreiung kommt von den Juden, denn befreiende Gotteserkenntnis entsteht in der Begegnung mit diesem Volk. Jesus muss durch Samaria, er sucht das Gespräch mit dieser Frau, ist auf sie angewiesen. Denn der Vater sucht Nichtjuden, die ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, sagt Jesus. Gott sucht Verbündete. Leute, denen der Geist die Augen öffnet und die Ohren und die Herzen, ausgerechnet in diesem Volk, in seiner Geschichte und Gegenwart Gott zu erkennen. Dazu braucht es Gottes Geist, denn wir wissen aus der Bibel wie aus der Zeitung, dass diesem Volk – fragwürdig wie alle Völker – nichts Besonderes anzumerken ist. Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, das

bedeutet, ihn nicht länger anzubeten, ohne ihn zu kennen. Sondern ihn kennen lernen als den Gott Israels. Wer ein Christ, eine Christin wird und sich taufen lässt, bekommt mit Israel zu tun, wird zum Teilnehmer an der Geschichte Gottes mit diesem Volk.

Die Frau aus Samaria möchte die ganze Frage der Gotteserkenntnis offen lassen, in die Zukunft verschieben: Ich weiß, dass der Gesalbte kommt, der Messias genannt wird. Wenn er kommt, tut er uns alles kund. Doch Jesus antwortet: Ich bin es – der mit dir redet. Eine merkwürdige Definition des Messias: der Jude, der mit dir redet. Jesus redet als Jude zu Nichtjuden, geht in die Fremde, um die Fremdheit zu überwinden, Verbündete Gottes und seines Volkes zu gewinnen, die Gott erkennen, in seinem Geist und in Treue zu Israel anbeten.

Die Frau lässt den Krug stehen und eilt in die Stadt – Jesus hat ihr jetzt das lebendige und lebendig machende Wasser gegeben, von dem er sprach. Sie eilt in die Stadt und sprudelt.

Vorschläge zur Predigt

Zunächst sollte über den Gegensatz zwischen Samaritanern und Juden informiert werden: Samaritaner, das sind Leute, die betrachten sich wie die Juden als Nachkommen Jakobs, als Kinder Israels. Sie verstehen sich als Nachfahren des lange schon untergegangenen Nordreichs und der zehn Stämme Israels, die damals verschleppt wurden. Und sie stützen sich auch auf dieselben heiligen Schriften wie die Juden, allerdings nur auf die fünf Bücher Mose, die Tora im engsten Sinne, die übrigen Bücher der Bibel erkennen sie nicht an. Und so machen sie auch die biblische Konzentration auf Jerusalem nicht mit, betrachten stattdessen den Berg Garizim – bei Nablus – als den Ort, den Gott für seine Einwohnung und zur Begegnung mit ihm erwählt hat. Die Juden in Judäa und Jerusalem können allerdings in den Samaritanern keine Geschwister, keine Mit-Israeliten erkennen. Zu schmal ist ihre biblische Grundlage und umgekehrt zu viel Fremdes dieser biblischen Grundlage beigemischt. Eine Rivalität, die uns bekannt vorkommt: Nichtjuden, die sich als wahres Israel verstehen und auch meinen, die jüdische Bibel besser zu verstehen als die Juden selbst, sie aber nur sehr zum Teil überhaupt gelten lassen, und Juden, die in der Existenz dieser Gruppe zwar irgendeine Wirkungsgeschichte ihrer Bibel erkennen, doch mit so viel Unbiblischem vermengt, dass sich kaum noch von entfernten Verwandten reden lässt.

Sodann sollte deutlich werden, dass Jesus trotz allen Streits mit anderen Juden gerade im Johannesevangelium im Gegenüber zu Nichtjuden, also auch zu Christen aus der Völkerwelt, zum Sprecher und Repräsentanten seines Volkes

wird; als Sprecher und Repräsentant seines Volkes, als König der Juden, wird er am Ende von Nichtjuden, denen er überliefert wurde, verspottet und gekreuzigt. Dass er sein Volk in der Völkerwelt vertritt, heißt aber nicht, dass er es ersetzt. Jesus kommt nicht allein, bringt sein Volk mit. Die christliche Gemeinde ist auf eine lebendige Gesprächsbeziehung mit den Juden angewiesen. Die Befreiung kommt von den Juden, Befreiung auch von einer Religion ohne Erkenntnis des Gottes Israels, Befreiung darum auch, wie bei Frau Samaria, von allerlei anderen Göttern und heiligsten Gütern, Baalim, Besitzer-Ehemännern. Auf das Wort Heil sollte verzichtet werden, weil es unklar ist – Befreiung ist eine genauere Übersetzung von *soteria* –, überdies in den tausend Jahren zwischen 1933 und 1945 tot gebrüllt wurde. Die christliche Gemeinde kann nur gemeinsam mit den Juden aus der Quelle Jakob=Israels schöpfen und sie verdorrt, wenn sie es nicht tut.

Angesichts der Geschichte des Israelsonntags muss auch klar werden, dass es hier nicht um eine Art religionsgeschichtlichen Fortschritt geht, Jesus Gottes Bindung an das Land Israel, die Stadt Jerusalem ersetzt durch eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Geist ist nicht der Geist des Idealismus, der sich über primitive Bindungen an Materielles erhaben weiß, sondern der Geist des Gottes Israels, der verhindert, dass wir anbeten, was wir nicht kennen. Ihn in Wahrheit anbeten, heißt: seiner Treue trauen, Israel als Zeichen dieser Treue wahrnehmen und diese Wahrnehmung als treue Verbündete dieses Volkes bewähren.

Schließlich: Ich bin´s – der mit dir redet. Messias ist Jesus darin, dass er als Sprecher seines Volkes in die Fremde geht und da für Israel Gutes bewirkt, als Licht zur Aufklärung der Völker und zum Preis seines Volkes Israel (Lk 2,32) dazu beiträgt, dass Israel ohne Angst, befreit von der Hand seiner Feinde, Gott dienen kann (Lk 1,71.75). In der Predigt soll es darum nicht nur um unsere Angewiesenheit auf eine Lebensbeziehung mit den Juden gehen, weil die Befreiung von den Juden kommt, sondern auch umgekehrt: Jesus repräsentiert hier ein abgemühtes, ein bedürftiges Israel, ist auf Nichtjuden angewiesen, wie er in der Mittagshitze auf einen Schluck Wasser angewiesen ist; er *muss* durch Samaria, weil sein Vater Anhänger unter den Nichtjuden sucht, die ihn im Geist und als treue Bundesgenossen seines Volkes anbeten.

Liturgie für den Gottesdienst am 10. Sonntag nach Trinitatis

Matthias Loerbroks, Christian Staffa

Für die liturgische Vorbereitung des Israelsonntags finden Sie hier einen Vorschlag zur Eingangsliturgie und Gebete.

Vorspiel

Gruß

Wir kommen zusammen im Namen des *einen* Gottes,
im Namen des Vaters, der Himmel und Erde geschaffen hat
und wie eine Mutter Israel zu seinem Volk gemacht hat,
im Namen Jesu Christi, Sohn Israels und Erstling aus den Toten,
der uns herbeigeführt hat aus der Fremde,
im Namen des Heiligen Geistes, der uns hilft,
zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Amen.

Biblisches Votum für den Sonntag **Psalm 106,48**

Gepriesen sei der HERR, der Gott Israels, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Begrüßung in freier Form

Der 10. Sonntag nach Trinitatis liegt in zeitlicher Nähe zum 9. Aw, dem jüdischen Trauertag über die Zerstörung des Tempels, und wurde in der lutherischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert als »Judensonntag« begangen. Theologischer Antijudaismus in Wissenschaft und Predigt hat Anteil an der jahrhundertelangen leidvollen Geschichte des europäischen Judentums, bis hin zu der Ermordung von sechs Millionen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland.

Im Gedenken an die schuldhafte Vergangenheit haben wir als christliche Kirche am Israelsonntag Anlass, über ein neues Verhältnis zum Judentum nachzudenken. Wenn wir an die Zerstörung des Tempels denken, so bekennen wir zugleich, dass Gottes Treue zu seinem Volk bleibend gilt.

Bußgebet

L.: Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn
G.: der Himmel und Erde gemacht hat
L.: Wir sind zusammengekommen,
um miteinander das Wort Gottes zu hören
und ihn in Gebet und Loblied anzurufen.
Gott spricht zu Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst.
Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.
Gott kommt uns freundlich entgegen.
Er kennt jeden von uns. Er kennt unseren Namen.
Er will, dass wir in Frieden und Gerechtigkeit leben.
Deshalb können wir ihm anvertrauen, was uns bewegt.
All unsere Freude, das Leichte und Helle.
Und ebenso, was uns traurig macht, das Dunkle.
Das, was uns belastet. Sorgen und Hindernisse,
in die wir uns oft selbst verstricken.
Wir klagen heute am Israelsonntag vor Gott, was wir oft übersehen,
dass die Angriffe gegen Juden und jüdische Einrichtungen
in unserem Land Angriffe gegen Gottes Augapfel sind,
dass jeder Antisemitismus Jesus Christus in seiner Würde
schmäht und verletzt. Darum sprechen wir gemeinsam:
L. u. G.: Der allmächtige Gott erbarme sich unser,
er vergebe uns unsere Sünde und führe uns zum ewigen Leben.
Amen.

oder: **Eingangsgebet mit Schuldbekenntnis**

Einziger Gott, du hältst deinem Volk bis heute die Treue.
Bis heute stehst du zu deinen Verheißungen.
Bis heute ist dir Israel kostbar wie dein Augapfel.
So wird es bleiben. Wir haben das lange übersehen.
Wir haben lange gelernt, wir seien an Israels Stelle getreten
und deine Liebe gelte nur noch uns.
Gott, vergib uns unsere Blindheit und unsere Selbstgerechtigkeit.
Segne die Anfänge neuen Verstehens.
Lass uns Verbindendes entdecken und Israels Eigenständigkeit achten.
Lehre uns Geschwisterlichkeit, die aus deiner Treue lebt.
Amen.

Psalm 106

HERR, gedenke meiner nach der Gnade,
die du deinem Volk verheißen hast;
erweise an uns deine Hilfe,
dass wir sehen das Heil deiner Auserwählten
und uns freuen, dass es deinem Volk gut geht,
und uns rühmen mit denen, die dein eigen sind.
Wir haben gesündigt samt unsern Vätern,
wir haben unrecht getan und sind gottlos gewesen.
Hilf uns, HERR, unser Gott, und bring uns zusammen aus den Völkern,
dass wir preisen deinen heiligen Namen.
Gelobt sei der HERR, der Gott Israels, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Kyrie

Lied: **Geist des Glaubens** **EG 137, 3-6**

Kollektengebet

Gott Israels, Abrahams und Saras, Isaaks,
Rebeccas und Jakobs und Vater Jesu Christi
Schließe unsere Herzen und Ohren auf
für deine Botschaft in den heiligen Schriften.
Schließe uns auf für alte und neue Erfahrungen
mit deinen Geboten und deiner Gnade.
Wir wollen tun und hören, hören und tun
und brauchen dafür deinen Heiligen Geist. Amen

Lesung aus Jesaja 41,8-13

8 Du aber, Israel, mein Knecht, Jakob, den ich erwählt habe,
du Spross Abrahams, meines Geliebten,
9 den ich fest ergriffen habe von den Enden der Erde her
und berufen von ihren Grenzen, zu dem ich sprach:
Du sollst mein Knecht sein; ich erwähle dich und verwerfe dich nicht –,
10 fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott.
Ich stärke dich, ich helfe dir auch,
ich halte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.
11 Siehe, zu Spott und zuschanden sollen werden alle, die dich hassen;
sie sollen werden wie nichts, und die Leute,
die mit dir hadern, sollen umkommen.

12 Wenn du nach ihnen fragst, wirst du sie nicht finden.
Die mit dir hadern, sollen werden wie nichts, und die wider dich streiten,
sollen ein Ende haben.
13 Denn ich bin der HERR, dein Gott, der deine rechte Hand fasst
und zu dir spricht: Fürchte dich nicht, ich helfe dir!

Lied: **Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut** **EG 326, 5-6, 8**

Lesung aus Lukas 1,68-75.78-79

68 Gelobt sei der Herr, der Gott Israels!
Denn er hat besucht und erlöst sein Volk
69 und hat uns aufgerichtet eine Macht des Heils
im Hause seines Dieners David
70 – wie er vorzeiten geredet hat
durch den Mund seiner heiligen Propheten –,
71 dass er uns errettete von unsern Feinden
und aus der Hand aller, die uns hassen,
72 und Barmherzigkeit erzeigte unsern Vätern
und gedächte an seinen heiligen Bund
73 und an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham,
uns zu geben,
74 dass wir, erlöst aus der Hand unsrer Feinde,
75 ihm dienten ohne Furcht unser Leben lang
in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinen Augen
78 durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes,
durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe,
79 damit es erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes,
und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.

Glaubensbekenntnis

Lied: **Lobt Gott den Herrn, ihr Heiden all** **EG 293, 1-2**

Predigt zu Johannes 4,19-26

Lied: **Herr Jesu Christe, mein getreuer Hirte** **EG 217, 1-4**

Fürbittengebet
Barmherziger Gott,
wir danken dir für die neuen Anfänge im Verhältnis von Christen und Juden,
die unsere alten Vorurteile und Feindbilder überwinden.
Es ist eine kostbare Erfahrung,
dass Begegnungen mit jüdischen Menschen möglich sind
nach all dem Schrecklichen, das ihnen durch unser Volk angetan worden ist.
Segne alle christlich-jüdischen Gespräche und lass uns entdecken,
wie viel wir lernen können aus dem Schatz der jüdischen Tradition –
auch für unseren Glauben.
Hilf, dass wir in ganzer Tiefe begreifen, was es heißt,
dass dein Sohn in Israel zur Welt gekommen ist.
Mach uns wachsam gegen jede Form von Antisemitismus
und erfinderisch, wenn es darum geht,
Verständnis zu fördern für jüdisches Leben.
Bewahre die jüdischen Gemeinden bei uns und überall auf der Welt
vor Gewalt und Terror.
Breite Frieden über Israel und seine Nachbarn
und Gerechtigkeit über die ganze Erde.
Amen

Vaterunser

Lied: **Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren** **EG 317, 5**

Sendung und Segen

Nachspiel

→ Lucas Cranach, Die Zehn-Gebote-Tafel: Du solt kein falsch gezeugnus geben

KAPITEL II

Reformation und Toleranz

Reformation und Toleranz

Margot Käßmann

Toleranz und Reformation – ist das nicht eine völlig unpassende Kombination? Die ganze Geschichte von Reformation und Gegenreformation ist doch geradezu ein Sinnbild dafür, die Überzeugungen der anderen nicht zu tolerieren. Und auch innerhalb der reformatorischen Bewegung standen sich bald ihr reformierter und ihr lutherischer Flügel unversöhnlich gegenüber, gab es scharfe Abgrenzungen etwa gegenüber Müntzer und dem Aufstand der Bauern oder auch den so genannten Schwärmern bzw. Wiedertäufern. Allen gemeinsam ist eine absolut intolerante Haltung gegenüber Juden, wie sie in Luthers Schriften auf heute kaum erträgliche Weise zum Ausdruck kommt. Und auch mit Blick auf »Türken« als Sinnbild des Islam gab es Abwehr und nicht Interesse, auch wenn Luther ein Vorwort zu einer Koranübersetzung geschrieben hat. Diese Intoleranz oder auch diese Intoleranzen in Glaubensfragen führten zu einer Geschichte der Auseinandersetzungen, die sich in Vernichtung, Vertreibung, Gewalt und Krieg niederschlug.

Die Herausforderung des Zusammenlebens der Konfessionen, Kirchen und Religionen in Toleranz und Respekt ist somit ein historisches Erbe der Reformationszeit. Sie gilt im Zeitalter der Säkularisierung auch für das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Religion. So ist es gut, dass die Evangelische Kirche in Deutschland in der Lutherdekade, mit der sie sich auf das 500jährige Reformationsjubiläum 2017 vorbereitet, im Jahr 2013 bei aller Freude über die Errungenschaften auch den Schattenseiten der Reformation Aufmerksamkeit widmet. (Vgl.: EKD Magazin »Schatten der Reformation. Der lange Weg zur Toleranz«, Hannover 2012.)

Martin Luther, Ulrich Zwingli und auch die Kirche in Rom des 16. Jahrhunderts kannten keine Toleranz im heutigen Sinne. Luthers Verständnis der Freiheit in Glaubens- und Gewissensfragen aber kann auch für einen aktuellen Toleranzbegriff eine Grundlage geben. Wir können die fast fünfhundert Jahre, die seit dem Zeitalter der Reformation vergangen sind, als Lerngeschichte der Toleranz begreifen. Dieses Ringen begann bereits mit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 und den wiederkehrenden Versuchen, durch Toleranzedikte Frieden zu schaffen. In den letzten 50 Jahren gab es dabei besondere Fortschritte zu verzeichnen. Das gilt zuallererst zwischen den evangelischen Konfessionen. 1973 hat die Leuenberger Konkordie für die reformierten, lutherischen und unierten Kirchen Europas ermöglicht, sich trotz mancher bleibender theologischer Differenzen gegenseitig als Kirchen ebenso wie die jeweiligen Ämter anzuer-

kennen und miteinander Abendmahl zu feiern. 1999 haben Lutherischer Weltbund und Römisch-Katholische Kirche erklärt, so wie beide heute die Rechtfertigung allein aus Glauben verstehen, seien sie von den gegenseitigen Verwerfungen des 16. Jahrhunderts nicht getroffen. 2010 hat der Lutherische Weltbund die Mennoniten als geistliche Erben der Täuferbewegung um Vergebung gebeten, in einem Bußgottesdienst wurde Versöhnung gefeiert.

Die Erfahrung des Holocaust hat auf entsetzliche Weise deutlich gemacht, wie Christinnen und Christen versagen, wenn sie sich nicht schützend vor Menschen jüdischen Glaubens stellen. Heute sagt die Evangelische Kirche in Deutschland: »Wer Juden angreift, greift uns an.« Sechzig Jahre jüdisch-christlicher Dialog haben Annäherungen gebracht, aber noch immer gärt die Gefahr des Antijudaismus. Und das Zusammenleben mit Muslimen hat die Notwendigkeit der Begegnung und des Dialogs gezeigt. Ein Reformationsjubiläum 2017 kann auch die Möglichkeit bieten, diese Lerngeschichte gemeinsam sichtbar zu machen.

Intoleranz, die Grundlagen für ein Miteinanderleben von verschiedenen Glaubensüberzeugungen zerstört, erleben wir immer wieder hochaktuell. Zu denken ist an jüngste Auseinandersetzungen in Belfast, in Ägypten, in Indonesien. Aber auch in Deutschland zeigen Debatten etwa um die Beschneidung von Jungen als religiöses Ritual oder um konfessionellen Religionsunterricht, aber auch die Auseinandersetzung um Moscheebauten oder das Tragen von Kopftüchern in staatlichen Einrichtungen, der Angriff auf einen Rabbiner in Berlin aktuelles Ringen um Toleranz. Offensichtlich muss auch im Zeitalter der Trennung von Religion und Staat die notwendige Balance stets neu gefunden werden.

Was aber ist Toleranz? Zum einen meint sie nicht Gleichgültigkeit nach dem Motto, jeder Mensch möge nach der eigenen Façon selig werden. Vielmehr bedeutet Toleranz Interesse am anderen, am Gegenüber, an der anderen Religion oder am Nicht-Glauben, an der anderen politischen oder ethischen Option und die Differenz auszuhalten um des friedlichen Zusammenlebens willen. Aber Toleranz heißt nicht Grenzenlosigkeit. Wahre Toleranz wird ihre Grenze an der Intoleranz finden. Ein Beispiel hierfür ist die bittere Lernerfahrung der Zeit des Nationalsozialismus, die deutlich machte, dass die Kirche Widerstand wagen muss, wo Menschenrechte mit Füßen getreten werden, dem biblischen Gebot folgend Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Das heißt, Toleranz meint keine statische Haltung, sondern ein dynamisches Geschehen auf Gegenseitigkeit. Und das gilt auch aktuell für Religionen und Gesellschaft. Nicht um Kleinmut oder Angst vor dem Konflikt geht es, sondern um streitbare Toleranz, die zur eigenen Position ermutigt, aber fähig ist zum Dialog, ja offen für Lernerfahrungen und Horizonterweiterungen.

Reformation und Toleranz – und die Juden

Anmerkungen eines Reformationshistorikers zum Israelsonntag 2013

Martin H. Jung

Ob die Reformation der Toleranz förderlich war oder nicht, darüber kann man streiten. Anders als bei den Luther-Themenjahren Bildung, Musik und Taufe kann man hinter »Reformation und Toleranz« kein Ausrufe-, sondern muss ein Fragezeichen setzen. Zweifellos hat die Reformation Bildung und Musik gefördert und voran gebracht, zweifellos hat sie auch eine neue Wertschätzung der Taufe bewirkt – aber hat die Reformation Toleranz gewollt und gebracht? Hätte man das Themenjahr vielleicht besser, selbstkritisch, mit »Reformation und Intoleranz« überschreiben sollen?

Die Toleranz gegenüber Juden hat die Reformation auf jeden Fall nicht gefördert. Im Gegenteil: Als Folge der Reformation verschlechterten sich die Verhältnisse der Juden erneut, und vor allem Luther hat dazu beigetragen, den Judenhass zu schüren. Diese harten Fakten müssen zunächst ausgesprochen und zur Kenntnis genommen werden, bevor auch ein Zweites gesagt werden kann: Die Reformation, ja sogar Luther, boten und bieten auch Ansatzpunkte, die Beziehungen zwischen Juden und Christen freundschaftlich und tolerant zu gestalten.

Das späte Mittelalter war für die Juden eine Zeit der Vertreibungen. Neben der großen Judenvertreibung aus Spanien im Jahre 1492, von den Juden als Katastrophe empfunden, vergleichbar mit dem Verlust des Tempels im Jahre 70, gab es viele »kleine« Vertreibungen aus vielen deutschen Städten und Territorien.

Im süddeutschen Raum setzten die Vertreibungen der Juden in einer ersten Welle bereits um 1400 am Oberrhein ein und breiteten sich in den 20er und 30er Jahren über das gesamte Rhein- und das Bodenseegebiet aus. Aus Straßburg waren die Juden schon 1388 vertrieben worden, Basel war 1397 gefolgt.

Im 15. Jahrhundert begann in den Städten und Territorien des Reichs eine neue Welle von Judenvertreibungen, die bis in das frühe 16. Jahrhundert andauerte. Aus der Landgrafschaft Thüringen wurden die Juden 1401 vertrieben, aus dem Fürstbistum Trier 1418, aus Österreich 1421, aus dem Kurfürstentum Sachsen 1432, aus dem Herzogtum Bayern 1442 und 1450, aus dem Fürstbistum Würzburg 1453, aus dem Mainzer Kurfürstentum 1470. Weitere geistliche und weltliche Territorien folgten: Bamberg 1475, Passau 1478, Mecklenburg 1492, Magdeburg 1493, Schwarzburg 1496, Württemberg 1498, Salzburg 1498, Brandenburg 1510, Ansbach-Bayreuth 1515, Hessen 1524.

Weitere Vertreibungen gab es in größeren oder kleineren Städten des Reichs, in Köln 1424, Bern 1427, Zürich 1436, Konstanz 1440, Augsburg 1440, Schaffhausen 1472, Esslingen 1490, Nürnberg 1498, Ulm 1499 und Regensburg 1519. Das Resultat der Vertreibungswellen lässt sich in Zahlen fassen: Vor 1340 lebten in über vierzig Prozent der Städte Juden, um 1520 nur noch in gut zehn Prozent.

Im Hintergrund dieser Vertreibungen standen der in den Pestjahren des 14. Jahrhunderts erhobene Vorwurf, Juden würden Brunnen vergiften, aber mehr noch die Missgunst der Handwerker und Kaufleute in den Städten, denen der von den jüdischen Fernhändlern vorgenommene Warenimport nicht genehm war. Als Geldleiher wurden sie ferner des Wuchers beschuldigt, und die Prediger der Kirche beschimpften sie als Gottesmörder und Christenfeinde.

Auch aus Wittenberg waren die Juden vertrieben worden, schon im Jahre 1304, und im Zusammenhang mit dieser Vertreibung haben die Bürger der Stadt an ihrer Hauptkirche eine judenfeindliche Skulptur angebracht, eine so genannte Judensau. Zu sehen, auch heute noch, ist die Darstellung eines Schweins, umgeben von Juden, die an den Zitzen saugen, den Urin trinken, den Schwanz heben und den After lecken. Solche Bilder sollten Ekel und Abscheu hervorrufen, Ekel und Abscheu vor den Juden.

Als die Reformation begann, hegten die Juden Deutschlands große Erwartungen, sie sympathisierten mit der Reformation und glaubten und hofften, die Reformation würde ihr Los verbessern.

Zwischen 1519 und 1521 wandten sich von der Ausweisung bedrohte Juden aus Regensburg an Luther. Mit einer Abschrift von Ps 130 »Aus tiefer Not ...« lenkten sie seinen Blick auf ihre Lage und baten ihn um Hilfe. Von einer Antwort des Reformators ist nichts bekannt.

Im Jahre 1537 schrieb ein Anführer der deutschen Judenheit, Josel von Rosheim, ein Rabbiner aus dem Elsass, einen Brief an Luther und bat ihn darum, sich beim sächsischen Kurfürsten, also Luthers Landesherrn, für die Juden zu verwenden, denen der Aufenthalt im Kurfürstentum, sogar die Durchreise verboten war. Luther antwortete, lehnte es jedoch ab, etwas zu Gunsten der Juden zu unternehmen.

Wenig später redete Luther selbst, öffentlich, der Vertreibung das Wort. In seiner berüchtigten Schrift »Wider die Juden und ihre Lügen« von 1542/43 forderte er ferner die Niederbrennung der Synagogen, die Vernichtung der jüdischen Häuser, die Einziehung der Gebetbücher und der Talmudschriften, Lehrverbote für Rabbiner, Enteignung von Gold- und Silbergegenständen sowie Zwangsarbeit.

Die Reformation hat, beinahe überall, die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Judenvertreibungen bestätigt. Ja, eher noch konnten Juden in katholischen Herrschaftsgebieten Zuflucht finden als in evangelischen. Übrigens unterschieden sich in ihrer judenfeindlichen Haltung auch Zwingli und Calvin in nichts von Luther, außer dass sie keine vergleichbaren antijüdischen Hetzschriften ausgehen ließen.

Viel spekuliert wurde über die Ursachen von Luthers Judenfeindschaft. Manche führten sie auf die Enttäuschung zurück, dass Juden eben nicht, wie Luther erhofft hatte, unter dem Eindruck der Reformation Christen wurden, andere gaben Krankheiten des alternden Luther die Schuld und wieder andere entschuldigten Luthers Heftigkeit schlicht als zeitbedingt. Doch heute weiß man, dass die Bettelorden im späten Mittelalter die Speerspitze des Antijudaismus waren. Neuere Forschungen haben dies an den Dominikanern und an den Franziskanern gezeigt. Auch Luther gehörte einem Bettelorden an, dem Orden der Augustiner-Eremiten, von 1505 bis 1518, im Grunde sogar bis zu seiner Heirat im Jahre 1525, also zwanzig Jahre lang. Dieses Bettelorden-Milieu begründet Luthers Judenfeindschaft.

Um der harten Sache auszuweichen, erklärten und erklären andere, Luthers Judenschriften habe niemand gelesen, sie seien wirkungslos geblieben. Doch auch das wurde von der Forschung inzwischen widerlegt. Sowohl im Braunschweigischen als auch im Württembergischen haben im 16. und 17. Jahrhundert evangelische Theologen unter Berufung auf Luther Judenvertreibungen gefordert und betrieben.

Und wieder andere meinten zeigen zu können, dass Luther ja »nur« antijüdisch, nicht antisemitisch gewesen sei. Es sei um religiöse Fragen gegangen, ein Rassedenken wie im 19. und 20. Jahrhundert habe es noch nicht gegeben. Doch auch dies ist nachweislich falsch. Zwar sprachen Luther und seine Zeitgenossen noch nicht von Rassen, aber auch sie meinten, ein Jude bleibe ein Jude, auch wenn er getauft werde, er habe Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen, die ihn bleibend von Christen – oder von Deutschen – unterschieden. Deshalb begegnete man getauften Juden auch allenthalben mit Misstrauen, noch im 18. Jahrhundert.

Es hilft nichts: Intoleranz gegenüber Juden gehört zu den Schattenseiten der Reformationsgeschichte, der sich gerade evangelische Christen in einer Zeit, in der wieder mehr und mehr Juden in Deutschland leben, stellen müssen. Apologien sind nicht mehr möglich und sollten deshalb ganz unterbleiben. Evangelische Christen müssen sich zu dieser Schuld bekennen.

Aber auch in dunklen Zeiten gibt es hier und da Lichtblicke, die in Erinnerung zu rufen lohnt. Nicht, um Apologie zu treiben und das andere wegzuschieben,

sondern weil wir heute zur Begründung und Unterfütterung unserer so anderen Anliegen diese Vorbilder und Traditionen auch brauchen.

Zunächst wäre an Philipp Melanchthon zu erinnern, Luthers Wittenberger Kollegen und Mitreformator. Er ließ sich 1539 von Josel von Rosheim dafür gewinnen, sich für die Juden in Kurbrandenburg einzusetzen, wo sie 1510 unter dem Vorwurf einer Hostienschändung vertrieben worden waren. Melanchthon erreichte ihre Wiederzulassung.

Positives gibt es auch aus Nürnberg zu vermelden, wo Andreas Osiander, der wichtigste Reformator der Stadt, in einer anonymen Schrift im Jahre 1540 gegen Ritualmordvorwürfe zu Felde zog. Er hielt Anschuldigungen, Juden würden in der Passa-Zeit christliche Knaben entführen, schlachten und ihr Blut für ihre Matzen-Bäckerei verwenden, wie sie zuletzt 1529 in Pösing im damaligen Ungarn aufgekommen waren, für unberechtigt.

Und in Basel plädierte der aus Württemberg stammende Theologe und AT-Professor Martin Borrhaus nachhaltig für einen freundlichen Umgang mit den Juden, da Israels Erwählung noch gültig und mit einer Wiederherstellung des Volkes zu rechnen sei.

Und schließlich müssen wir auch noch einmal auf Luther selbst zu sprechen kommen. Wir würden ihm Unrecht tun, wenn nicht auch Erwähnung fände, dass er einmal, allerdings nur einmal, in den frühen zwanziger Jahren, auch mit judenfreundlichen Äußerungen hervorgetreten ist. Beim Luther der zwanziger Jahre ist viel Modernes, viel Sensationelles zu entdecken: basisgemeindliche Kirchenvorstellungen, sozialreformerische Ideen, Kapitalismuskritik, frauenemanzipatorisches Gedankengut – um heutige Kategorien zu verwenden – und eben auch Judenfreundlichkeit: Philosemitismus.

Im Jahre 1523 schrieb Luther eine kleine Abhandlung, »Dass Jesus Christus ein geborner Jude sei«. Er betonte die wahre Menschheit Jesu, seine Herkunft aus dem Judentum, und bezeichnete deshalb die Juden, und zwar ausdrücklich die Juden seiner Gegenwart als Blutsverwandte, Freunde und Brüder des Herrn. Ausdrücklich verlangte er Toleranz: Um Jesu willen, so Luther, solle man ihnen Liebe erweisen, »sie freundlich annehmen«, sie unter Christen wohnen lassen, sie nicht von Handel und Gewerbe ausschließen, ihnen die Ausübung normaler Berufe ermöglichen, sie nicht als »Hunde« und Nichtmenschen behandeln. Sogar jüdisch-christliche Mischehen konnte sich der junge Luther vorstellen. Im Hintergrund dieser judenfreundlichen Äußerungen Luthers standen allerdings missionarische Hoffnungen und Erwartungen.

Aus Luthers Schrift von 1523:

Sie haben die Juden behandelt, als wären sie Hunde und nicht Menschen. Man hat sie beschimpft und ihnen ihre Güter genommen. ...
Ich hoffe, wenn man die Juden freundlich behandelt und aus der Heiligen Schrift belehrt, würden viele von ihnen rechte Christen werden. ...
Wenn die Apostel, die auch Juden waren, so mit uns Heiden umgegangen wären wie wir Heiden mit den Juden, wäre kein Heide Christ geworden. Aber weil sie mit uns Heiden so brüderlich umgegangen sind, so sollen wir ebenso brüderlich mit den Juden umgehen. ...
Auch wenn wir uns hoch rühmen, so sind wir doch nur Heiden, aber die Juden haben das Blut Christi. Wir sind hinzugekommene Fremdlinge, sie sind Blutsverwandte, Freunde und Brüder unseres Herrn. ...
(WA 11, 314–336)

Aber auch wenn man die theologischen Grundanliegen Luthers ernst nimmt und sie nachbuchstabiert, muss man zu anderen Folgerungen kommen als Luther selbst, und zum Glück gab es nach Luther in der Geschichte des Protestantismus Kräfte, die an diesem Punkt mit Luther über Luther hinaus gingen. Luther wandte sich der Bibel zu, und zwar der originalen Bibel, dem griechischen Neuen Testament und dem hebräischen Alten Testament. Wer Hebräisch lernt, lernt die Sprache der Juden, und er braucht häufig Juden, um diese Sprache zu lernen, und wenn er Hebräisch kann, ist er auch in der Lage, andere hebräische Bücher der Juden zu lesen. Die Zuwendung zur hebräischen Sprache führte zu einer Zuwendung zu den Juden. Hierfür steht besonders eine Theologenfamilie aus dem reformierten Westfalen, die in Basel mehrere Generationen von Theologieprofessoren stellte, die Familie Buxtorf.

Ein zweiter Punkt: Luther nahm die Bibel ernst, ganz ernst, und zwar insbesondere Paulus und Johannes. Wer Paulus liest und ernst nimmt, der stößt irgendwann auf Röm 9-11 und kommt ins Nachdenken. Wer Johannes, den Evangelisten, ernst nimmt, stößt irgendwann auf Joh 4,22 und den Satz »Das Heil kommt von den Juden« und kommt ins Nachdenken. Auch Luther las und kannte diesen Satz, nahm ihn aber leider nur zum Anlass, ihn gegen die Juden zu wenden.[1] Nun liest man aber doch im selben Evangelium: Ihr habt den Teufel zum Vater (Joh 8,44). Auch bei diesem Problem, und das ist der dritte Punkt, hilft Luther weiter. Er ersann einen hermeneutischen Schlüssel, um mit dem Neuen Testament differenziert, nicht biblizistisch verengt, umgehen zu können. Das Neue Testament ist erstens kein Kompendium des Wissens, sondern es will uns die Dinge sagen, die für unser Heil notwendig sind. Alles andere ist Beiwerk und nebensächlich.

Und zweitens muss an das Neue Testament selbst eine kritische Messlatte angelegt und bei der Auslegung gefragt werden, »was Christum treibet«. Was stimmt mit der Kernbotschaft, dem Christuszeugnis überein und was nicht? Bekanntlich konnte Luther, von diesem Kriterium ausgehend, den Jakobusbrief als »stroherne Epistel« in die Ecke stellen. Für unser Thema, das Heil von den Juden, heißt das: Die anderen, abschätzigen Aussagen des Johannesevangeliums zählen genauso wenig wie, angesichts von Röm 9-11, der polemische Ausfall des Paulus in 1 Thess 1,15 gegen sein eigenes Volk: Sie gefallen Gott nicht und sind allen Menschen feind. Mit Luther kann man die Bibel kritisch lesen und mit der Bibel selbst die Bibel zurechtrücken. Der Antijudaismus des Neuen Testaments muss mit dem Christuszeugnis des Neuen Testaments bekämpft werden.

Und ein vierter, letzter Punkt ist der Reformation positiv in Rechnung zu stellen. Unbewusst und ungewollt hat die Reformation zur Toleranz gegenüber den Juden beigetragen, indem sie eine religiöse Pluralisierung herbeiführte. Hier entfaltete die auch von Katholiken der Gegenwart so heftig beklagte Kirchenspaltung eine beinahe segenvolle Wirkung. Die religiöse Pluralisierung als Folge der Reformation zwang langfristig zu religiöser Toleranz und ermöglichte auch Judentoleranz. Da jeder Landesherr selbst über die Religion seines Landes und seiner Untertanen bestimmte (cuius regio eius religio), war Deutschland dauerhaft politisch und konfessionell zersplittert, und in irgendeinem Splitterterritorium fanden immer auch Juden, die woanders nicht mehr geduldet wurden, Zuflucht. Das Ende der religiösen Einheitskultur war für die Juden ein Segen. So gesehen hat die Reformation religiöse Toleranz gebracht, obwohl Toleranz nicht ihr Anliegen war und sie aktuell und unmittelbar eher die Intoleranz verstärkt als die Toleranz gefördert hatte.

Luther selbst hat also den Grund dafür gelegt, dass nach ihm evangelische Theologen umzudenken begannen. Ein judenfreundlicher Protestantismus etablierte sich im 16. Jahrhundert zunächst in den Niederlanden, wo in beinahe schon moderner Weise jüdisch-christlicher Dialog gepflegt wurde. Er etablierte sich aber auch in Deutschland im Umfeld des Pietismus. In Frankfurt am Main forderte Philipp Jakob Spener unter Berufung auf Luther dazu auf, mit Juden freundlich umzugehen, in Halle an der Saale traten Theologen im Umfeld August Hermann Franckes für die Tolerierung von Juden ein, in Herrnhut in der Oberlausitz feierte Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf mit seiner christlichen Gemeinde das jüdische Versöhnungsfest und den Sabbat und nahm eine Fürbitte für Israel in die Kirchenlitanei auf, und in Württemberg lehrte Johann Albrecht Bengel, der »Vorzug« Israels, seine Sonderstellung als heiliges Volk, dem »kein ander Volk gleich« sei, werde sich bis in die Ewigkeit erstrecken.

So hat die Reformation, differenziert betrachtet, mittel- und langfristig doch ein wenig zur Toleranz den Juden gegenüber beigetragen, wenn auch die entscheidenden Impulse an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert von der Französischen Revolution und damit also von der Aufklärung ausgingen. Toleranz gibt es in drei verschiedenen Formen. Die erste, die »negative« Toleranz, ist eine Haltung, in der ich von meiner Position überzeugt bin und andere Positionen für falsch oder minderwertig halte, sie aber dennoch dulde, ertrage, toleriere. Dass das zu wenig ist, hat schon Johann Wolfgang von Goethe, ein ebenfalls vom Pietismus beeinflusster Protestant, gesehen. Er sagte einmal: »Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: Sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.« (Maximen und Reflexionen 875) Die »Anerkennung«, die Goethe meint, würde ich, am Toleranzbegriff festhaltend, als »positive« Toleranz bezeichnen. Es ist eine Haltung, in der ich von meiner Position überzeugt bin, aber andere Positionen als ebenfalls gut begründet und nachvollziehbar achte, respektiere, anerkenne. Es gibt aber auch noch eine dritte Form der Toleranz: eine Haltung, bei der ich selbst auf eine eigene Position verzichte, also eine indifferente, gleichgültige Haltung einnehme. Diese Toleranz der Gleichgültigkeit wäre aber keine gute Grundlage für ein gedeihliches, fruchtbares Miteinander von Völkern und Religionen.

Wer Intoleranz erleben musste, empfindet gewiss schon die negative Toleranz als Segen, aber die eigentliche, wahre Toleranz ist die zweite, die positive. Gerade im Verhältnis der Christen zu den Juden darf keine Herabwürdigung mehr herrschen, aber auch keine Indifferenz. Juden und Christen müssen sich auf Augenhöhe begegnen, in gegenseitigem Respekt, gegenseitiger Achtung, gegenseitiger Anerkennung.

Literatur:
Martin H. Jung: Die württembergische Kirche und die Juden in der Zeit des Pietismus. Berlin : Institut Kirche und Judentum, 1992 (Studien zu Kirche und Israel 13)
Martin H. Jung: Christen und Juden. Die Geschichte ihrer Beziehungen. Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2008

1 Eine zusammenhängende Auslegung von Joh 4 gibt es von Luther nicht. Bei einer Auslegung des Johannesevangeliums in Predigten, 1537–1540 gehalten (WA 46, WA 47), gelangte er nur bis Joh 4,10. 1525 zitierte er Joh 4,22 in seiner Fastenpostille bei der Auslegung von Joh 6,1-15, vergleicht aber das Heil, das aus den Juden kommt, in einer allegorischen Auslegung mit einer Blume, die unter verdorrtem Gras wächst. Das Gras ist das jüdische Volk, und es dient nicht den Menschen, sondern dem Vieh zur Nahrung. Die »äußere jüdische Heiligkeit«, so Luther, sei eine »Mästung der viehischen, fleischlichen Herzen« (WA 17/2, 225). In den Jahren 1537-1540 predigte Luther über das Matthäusevangelium. Auch hier zitierte er einmal Joh 4,22 und kommentierte: »Das Heil ist von den Juden gekommen, aber sie haben sich selbst davon entfernt.« (WA 47, 420)

Lucas Cranach, Die Zehn-Gebote-Tafel, 1516*

Ingrid Schmidt

»ABC des Menschenbenehmens«
Lucas Cranachs Werkstattgehilfen waren des Hebräischen nicht kundig. Aber sprach Gott der HERR nicht Hebräisch? Und die Zehn Gebote – auf zwei Tafeln geschrieben – in welcher »himmlischen Schreibweise«[1] empfing sie Mose am Sinai? Ans Hebräische sollten die Buchstaben in diesem »ABC des Menschenbenehmens«[2] durchaus erinnern, und so malten die Malergesellen kleine, feine, quadratisch anmutende Schriftzeichen auf das erste Bild der Zehn-Gebote-Tafel, die 1516 unter der Anleitung und Aufsicht des Meisters und durchaus auch mit seiner Handschrift entstand: z. B. das hochherrschaftliche Paar auf dem Bild: »Du sollst nicht unkeusch sein«.

Es war ein Auftragswerk des Wittenberger Rates für den berühmten Künstler Lucas Cranach (geb. 1472 in Kronach), seit 1505 Hofmaler des Kurfürsten Friedrich des Weisen, ab 1519 auch Wittenberger Ratsherr und Bürgermeister. Der Magistrat sollte in der Gerichtslaube Gottes Gebote als Richtschnur seines Handelns stets vor Augen haben. In Anlehnung an die Tradition mittelalterlicher Beichtbücher und Gerechtigkeitsbilder in deutschen und niederländischen Rathäusern sollten sie immerwährender Anstoß sein, die Richtenden zu Gerechtigkeit und Nachsicht bei der Urteilsfindung ermahnen und die Delinquenten zur Einsicht in ihre Verfehlungen bewegen. Die Wappen des Kurfürstentums Sachsen (links) und des Herzogtums Sachsen (rechts) machten im Sinne der Zwei-Reiche-Lehre Luthers die staatliche Verantwortung für die irdische Rechtsprechung sichtbar. Die biblische Wegweisung wurde gesellschaftlich-politisch geerdet.

... waren beide Männer seit langem eng verbunden.
1516 – in dem Jahr, in dem die Zehn-Gebote-Tafel entstand, entwarf Martin Luther eine Predigtreihe zum Dekalog (Juni bis Fastnacht 1517). Hörte der Maler den Predigten des Reformators in der Wittenberger Stadtkirche zu? Oder suchte vielmehr Luther das Gespräch mit Cranach über dessen künstlerische und pädagogische Intentionen hinsichtlich dieses großen Auftragswerkes? Zumindest waren beide Männer seit langem eng verbunden. Und die »befreite« Nonne Katharina von Bora wird einige Jahre später vorübergehend unter dem Dach der Familie Cranach, die dann auch zur Hochzeit der Luthers geladen ist, Zuflucht finden. Cranach wird Taufpate bei Johannes, dem ältesten Sohn der Luthers (1526). In dieser Zeit entsteht in der Cranach-Großwerkstatt eine Reihe von Porträts der Jungvermählten.[3] Luther war, wie wir wissen, den

Du solt kein frumbde gott an beten
Du solt gotes name nit vnnütz in dein mund nemen
Du solt den feirtag
Du solt nit stehlen
Du solt nit ehebrechen
Du solt kein falsch gezeugnus

· hailigen
Du · solt · vatter · vnd · mutter · eren
Du · solt
nemant · töten
ins · geben
Du solt · keins · andern · gemahel · begeren
Du · solt · keins · andern · gut · begeren

Bildern keineswegs abhold, sofern sie nicht der Anbetung, sondern der Unterweisung und Belehrung dienten. Zwischen den Wittenberger Reformatoren und der Künstlerwerkstatt gab es eine enge Zusammenarbeit, sowohl im Blick auf die bilderreichen Bibeldrucke als auch auf die großen Altarbilder mit der reformatorischen Botschaft.

Vielleicht entstand in dieser Kooperation auch die Idee vom Regenbogen, der die Dekalog-Bilder umspannt, eine in der Kunstgeschichte zumindest ungewöhnliche Komposition. Gottes Bogen in den Wolken, sein Zuspruch des Segens und der künftigen Bewahrung (Gen 9,12-17), dieser Regenbogen mildert die strenge Eindeutigkeit der zehn Einzelbilder. Über das Elend des Ungehorsams, der Gewalt, der Erfahrungen von Betrug und Untreue, spannt der Künstler das biblische Zeichen des Bundes zwischen Gott und seiner Schöpfung.

Du solt kein falsch gezeugnus geben

Es wäre gewiss naheliegend gewesen, dass Lucas Cranach Martin Luther um Mithilfe bat bei den hebräischen Textteilen auf seinem Gemälde: Neben dem ersten Bild finden wir diese seltsamen Hieroglyphen auf der kleinen Altartafel im Bild »Du sollst den Feiertag heiligen« *(3. Gebot)*. Und dann ist da die Umschrift an der Kopfbedeckung des Richters *(8. Gebot)*, durchaus als ein »fiktives Spotthebräisch« zu verstehen[4]. Das gelbe Unterkleid und der zugleich nach links und rechts schweifende Blick – schielt er?[5] – machen diesen Richter zu einer jüdischen Spottfigur. Irritierend ist diese Darstellung der Rechtsprechung auf der zentralen Tafel des Gesamtbildes für den Sitzungssaal der Ratsherren und des Stadtgerichts allemal.[6] In seiner Wittenberger Kanzelrede zum 8. Gebot (3. 8. 2003) schreibt Jürgen Rennert: *»Luthers Was-ist-Das und Cranachs Das-ist-Es führen am Dekalog ebenso drastisch wie ergreifend vor, dass Gottes Wort das eine und seine Verdolmetschung das andere ist.«*[7]

Er zitiert Luthers Erklärung zu diesem Gebot und fährt dann fort:

Lieber Martin, was verhindert uns, konsequent zu leben und auszuführen, was wir denken und glauben? Was lässt uns immer wieder – bis kurz vorm eigenen Ende – mörderisch versagen? Das Böse? Oder der Böse? Die versehrte jüdische Welt erinnert sich bis heute an die großen Hoffnungen, die mit deinen frühen Schriften und deinem frühen Wirken in ihr erwachten. Der Ausgang aus dem Ghetto schien angesagt und vorbereitet. Und dann vergingen keine zwanzig Jahre, bis sich dein Sinn und deine veröffentlichte Meinung ins Gegenteil verkehrten …[8]

… ein leuchtender Blickfang

Seit 1878 befindet sich die großformatige Zehn-Gebote-Tafel (141 x 317 cm, Öl auf Holz) im Refektorium des Lutherhauses, ein leuchtender Blickfang für die

Besucherinnen und Besucher der Lutherhalle. Sie stehen staunend vor dem Kunstwerk, bewundernd angesichts der sorgfältig bedachten Details (nicht nur die Schuhe am Fußende des Ehebettes!) oder gar kopfschüttelnd angesichts des zum Teil kuriosen Bildpersonals. Diese Darstellungen des Gebotsgehorsams und der Gebotsverletzungen samt Strafandrohung lehren uns nicht mehr das Fürchten, zaubern vielmehr ein Lächeln hervor oder regen zu kunstsachverständigen Kommentaren an (zu kritischen Bemerkungen etwa angesichts so mancher offensichtlich ungeschickt gemalten Perspektive). Auch kollektive Gefühle haben eben eine Geschichte!

Farben und Motive

Damals, vor 500 Jahren, als man sich das Gute und das Böse personifiziert in Engels- und Dämonengestalt ein-bilden konnte, da konnten diese irrwitzigen, boshaften Gestalten, zottige Ungeheuer, mit Fledermausflügeln und Krallenfüßen, im Rücken oder auf den Schultern der Männer hockend, die meist als Landsknechte kostümiert waren, die Menschen das Fürchten lehren. Umgekehrt haben die kleinen mitgehenden Engel (2. und 3. Gebot) viel Tröstliches und Beruhigendes an sich.

Es sind Farben und Motive, die die zehn Bilderzählungen zu einer Komposition zusammenfügen, ihr einen Rhythmus verleihen fern einer monotonen Aneinanderreihung von Einzelbildern: das Himmelblau, der Blick hinaus in eine sommerliche Landschaft, in den deutschen Wald mit Ritterburg, im Wechsel mit der Kargheit der mittelalterlichen Innenräume – wir befinden uns, auch hinsichtlich der sonstigen Accessoires, im Wittenberg Cranachs. Nur bei der Darstellung zum 3. Gebot – Du sollst den Feiertag heiligen – gibt es eine Assoziation zur biblisch-jüdischen Tradition: Auf dem Altar brennen zwei Schabbatlichter vor den goldenen Bundestafeln.

Auffällig ist die Bevorzugung der Farbe Gelb zur Kennzeichnung der Gebotsverweigerer und der Bösewichte: der die weibliche Götterstatue Anbetende, dem Mose den Rücken zukehrt[9] *(1. Bild)*; der ungehorsame Sohn *(4. Bild)*; weiblicher Dämon und Mörder *(5. Bild)*; Einbrecher/Dieb[10] *(6. Bild /7. Gebot)*; der falsche Zeuge *(8. Bild)*; der Geldwechsler *(10. Bild / 9.Gebot)*. Diese Farbe diente im europäischen Kulturkreis zur Kennzeichnung der aus der Gesellschaft Ausgestoßenen. Die vermutlich ursprünglichen Farben des Regenbogens, dieses göttlichen Gnadenzeichens – Purpur, Gelb/Gold und Blaugrün – trösteten inmitten des irdischen Elends: die Farben der Liebe, des Auferstandenen, des Himmels![11]

Und so soll tröstlich auch dieser Blick auf ein Meisterwerk aus der Cranach-Werkstatt beschlossen werden, nochmals mit einem Zitat aus der wunderba-

ren Kanzelrede von Jürgen Rennert: *»Liebe Gemeinde. In Wilhelm Buschs ›Frommer Helene‹ bringt Onkel Nolte als ›Mensch und Christ‹ – mit Juden hat er, wie sein Autor, nichts am Hut – ein wesentliches Merkmal des Dekalogs auf den Zweizeiler: ›Das Gute – dieser Satz steht fest – ist stets das Böse, was man lässt.‹«*[12]

---

* Cranachs Werk im Kontext der Werke von zeitgenössischen Kollegen: siehe auch Veronika Thum, Die Zehn Gebote für die ungelehrten Leut'. Der Dekalog in der Graphik des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Deutscher Kunstverlag München Berlin 2006

1 Gerhard Begrich, in: Gerhard Begrich, Jürgen M. Pietsch, Kathrin Seupt, Die Zehn-Gebote-Tafel von Lucas Cranach dem Älteren im Lutherhaus Wittenberg, Edition Akanthus, Spröda 2011, S. 18; zum Ganzen siehe auch: Elfriede Starke, Lukas Cranach d. Ä., Die Zehn-Gebote-Tafel, Leipzig 1982/1990 sowie »Die Zehn Gebote. Weisungen zum Menschsein«, Themenheft Welt und Umwelt der Bibel. Archäologie – Kunst – Geschichte, Nr. 17, 3. Quartal 2000

2 Thomas Mann, zit. nach G. Begrich, a. a. O., S.6;

3 Insgesamt mehr als 1000 Luther-Porträts entstanden in der Cranach-Werkstatt: Heinz Schilling, Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs, München 2012, S. 352; siehe auch: Jutta Strehle, Lucas Cranach d. Ä. in Wittenberg, hg. v. d. Cranach-Stiftung, Fotografien Jürgen M. Pietsch, Edition Akanthus, Spröda 2001

4 Heinz Schreckenberg, Die Juden in der Kunst Europas. Ein Bildatlas. Göttingen, Freiburg im Breisgau 1996, S. 364; dagegen bemühte sich Rembrandt – 140 Jahre nach Cranach! – mit Unterstützung eines christlichen Hebraisten um eine möglichst korrekte Wiedergabe hebräischer Worte, u. a. auf seinem Gemälde »Moses mit den Gesetzestafeln« / 1656 (in der Berliner Gemäldegalerie angezeigt mit dem irritierenden Titel: Mose zerschmettert die Gesetzestafeln).

6 vgl. Peter von der Osten-Sacken, Katechismus und Siddur. Aufbrüche mit Martin Luther und den Lehrern Israels. Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum, Berlin/ München 1984, S. 27 ff.

5 Kathrin Seupt, Eine kunstwissenschaftliche Betrachtung zur Zehn-Gebote-Tafel, in: G. Begrich u. a., a. a. O., S. 58 – 66, S. 59

7 Jürgen Rennert, Predigt über 2. Mose 20,16: www.predigtpreis.de/predigtdatenbank/newsletter/article/predigt-ueber-2-mose-2016.html

8 ebda.

9 Mose mit Hörnern dargestellt: vermutlich auf einer falschen Übersetzung in der Vulgata beruhend: hebr. keren / Horn; karan / glänzen

10 In vielen Beichtbüchlein des 15. Jh. werden diese beiden Gebote und auch das 9. und 10. Gebot in der Reihenfolge vertauscht.

11 Allerdings gilt der Regenbogen in der christlichen Ikonographie auch als Zeichen des göttlichen Zorns, gründend in der Vorstellung der außerbiblischen Naturymbolik vom Regenbogen als Waffe des Jäger; vgl. H. Sachs, E. Badstübner, H. Neumann, Christliche Ikonographie in Stichworten, Leipzig 1973

12 Jürgen Rennert, a. a. O.; Dank an Helmut Ruppel, der mich auf diese »Kanzelrede zum 8. Gebot«, gehalten am 3. 8. 2003 in der Wittenberger Stadtkirche St. Marien, aufmerksam machte!

Der Brief zum Bruch oder Wie Martin Luther Josel von Rosheim die Koexistenz von Juden und Christen aufkündigte

Helmut Ruppel

I. Josel von Rosheim

I.
Im Jahr 5280 (1519/20) wurde unser Herr der Kaiser Karl zum König gekrönt. Ich kam zu ihm und seinen Staatsdienern, um für unser Volk und unser Erbe zu flehen. Wir (das heißt, ich und der Mann mit mir) erlangten umfassende Privilegien für ganz Deutschland. Dessen ungeachtet wurden im selben Jahr Freibriefe erteilt, welche die Ausweisung aus Rosheim und der Vogtei Kaysersberg genehmigten. Mit Gottes Hilfe, gepriesen sei Er, habe ich mich beim König eingesetzt, und es gelang mir, die Vertreibung aus der Vogtei Kaysersberg ganz rückgängig zu machen zu lassen … durch äußerste Anstrengung gelang es uns immer wieder, unter großen Schwierigkeiten, einen weiteren Aufschub zu erreichen. Bis heute wissen wir noch immer nicht … und wir können lediglich auf unseren Vater im Himmel bauen. Er wird uns erlösen und von Angreifern erretten. Möge sein Wille geschehen. Amen.
…

II.
Im Jahre 5285 (1524/25) gab es einen Tumult unter den Dorfbewohnern, die sich in allen Teilen Deutschlands versammelten, besonders in der Region – dem Elsass. Sie wollten sich selbst zu Herren aufschwingen, und sie hatten die Absicht, uns bei lebendigem Leibe zu verschlingen…durch Gottes Gnade traf ich bei der Abtei Altdorf auf sie und sprach mit dem Buch zu ihren Herzen hinsichtlich des Rates, den sie den Anführern ihrer Streitkräfte geben sollten. Sie verkündigten lautstark, dass den Juden kein Leid geschehen sollte und stellten auch viele Geleitbrief für jede Stadt und Region aus. Obwohl sie letztlich ihr Wort und ihre Versprechungen nicht hielten und brachen, brachte ihr öffentliches Unternehmen jedenfalls den Juden Linderung und Erlösung … Gepriesen sei Gott, der uns aus ihrer Gewalt und ihren üblen Plänen erlöst hat. Möge Er uns weiterhin erretten. Amen.
….

III.
Im Jahr 5297 (1536/37) erklärte uns Herzog Ernst von Sachsen für vogelfrei und weigerte sich dem jüdischen Volk zu erlauben, auch nur einen Fußbreit auf sein Land

zu setzen. Dies geschah aufgrund eines Priesters namens Martin Lo Tohar – möge sein Leib und seine Seele in der Hölle aufgehen! Und in den vielen ketzerischen Büchern, die er verfasste und verbreitete, sagte er, dass für keinen eine Hoffnung bestünde, der den Jüden hälfe. Seine zahlreichen Schriften brachten Herrscher und Völker so sehr gegen uns auf, dass es nahezu unmöglich für die Juden war, sich zu behaupten. Mit Zustimmung der Rabbiner besorgte ich ausgezeichnete Brief von anderen Weisen der Völker und von jenem Ort Straßburg, und ich reiste hinauf, um eine Audienz beim Herzog in Meißen und Thüringen zu erbitten. Doch es gelang mir nicht, die Briefe zu präsentieren…

Wem gehört diese Stimme, die so demütig wie diplomatisch, so toratreu wie verzweifelt-polemisch, so psalmenhaft wie zornbebend mit Kaiser Karl V. verhandelte, die Bauern im Elsaß überzeugen konnte und angesichts der lutherischen Verunglimpfungen alle Contenance fahren lässt? Es ist die Stimme der jüdischen Gemeinschaft im Heiligen Römischen Reich des 16. Jahrhunderts und sie gehört Joseph Ben Gerschon mi-Rosheim, genannt Josel von Rosheim (1478/80 – 1554), wie ihn die »Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern« vorstellt[1].

▶ Wer diesen außergewöhnlichen Menschen kennen lernen will, kann die Online-Dokumentation »Privilegien, Pogrome, Emanzipation – Juden in Mittelalter und Neuzeit« mit einem großen Dokumentenfundus für weitergehende, eigenständige Recherchen einsehen. Das Modellprojekt im Leo-Baeck-Programm wurde gestützt durch umfangreiche Bestände im Staatsarchiv Marburg. Im DigAm, dem digitalen Archiv Marburg, werden die Quellen in einer »digitalen Ausstellung« mit thematisch fokussierten Räumen barrierefrei präsentiert – eine Lerngelegenheit für jede Form von Unterricht und Erwachsenenbildung.

Josel von Rosheim – sein Titel ist schwer zu übersetzen: Schtadlan übersetzt Leonore Siegele-Wenschkewitz mit »Sachwalter«[2], Transier nennt ihn »Regierer allgemeiner Jüdischheit des Reiches«[3], Battenberg »Befehlshaber«[4] kurz: der Repräsentant der Juden, gewählt 1529 von einer Delegiertenversammlung der Juden des gesamten Reiches.

Wovon erzählt die Stimme in den oben zitierten Rückblicken?

Josel hinterließ Erinnerungen, die vornehmlich »große Begegnungen« schildern wie in den oben zitierten Passagen seiner in späten Jahren verfassten Lebenserinnerungen. Dazu einige Anmerkungen:

Zu I.
Josel erhielt vom frisch gekrönten Reichsoberhaupt 1520 Privilegien, die weiterhin Rechte und Freiheiten aller Juden im Reich sicherten. Karl V. war offizieller Schirmherr der Juden in seinem Reich. Wie unsicher das aber in der Praxis war, zeigt die miterzählte Bemerkung, dass der Kaiser gleichzeitig Rosheim und der Vogtei Kayersberg das Recht *de non tolerandis Judaeis* erteilte.

Zu II.
Mit dem Bauernführer Erasmus Gerber führt Josel eine erfolgreiche Disputation, um die Erstürmung der Stadt Rosheim abzuwenden, nachdem es den evangelischen Geistlichen Capito und Bucer nicht gelungen war, die Bauern abzuhalten. Wie weit *er* mit Bibelstellen zu welchen Gegenständen (Bild der Juden? Gewalt?) argumentiert hat, wissen wir nicht.

Zu III.
Zunächst handelt es sich bei dem erwähnten »Herzog Hans von Sachsen« nicht um Kurfürst Johann, sondern um seinen Sohn Johann Friedrich I. Der »Priester Martin Lo Tohar« ist – hebräisch gelesen – Martin Luther, im hebräischen Original *martin luter isch lotaher*, also hebräisch vokalisiert »*nicht rein, unrein*«. Zu den polemischen Sprachausbrüchen, zu denen selbst ein so »nobler Zeitgenosse« wie Josel von Rosheim fähig war, hat Peter von der Osten-Sacken mit grimmigem Humor das Nötige gesagt[5].

Die Sprache dieser Erinnerungen dokumentiert nicht, sie erzählt von Josels wachem Intervenieren, das sich seiner politischen Gabe und dem gnädigen Geleit Gottes verdankt. Vor Lob und Tadel schreckt er nicht zurück, grundiert ist aber alles Erzählte vom Leben und Handeln im Angesicht des Vaters im Himmel, mögen sich dabei auch Erinnerungstrübungen einstellen. Zwischen 1530 und 1551 nahm er an acht Reichstagen teil und nutzte ständig jeglichen möglichen Kontakt, um Risse in der Rechtspraxis zu besprechen, antijüdische Beschlüsse rückgängig zu machen, neue Rechtssprechungen zu mildern oder zu verhindern.

II. Unermüdlicher Streiter für seine Glaubensgeschwister

Es gelang ihm zwischen 1548 und 1551 gegen die Stadt Kolmar einen erfolgreichen Prozess vor dem Reichskammergericht in Speyer, das gerne etwas »auf die lange Bank schob« (daher die Redensart), zu führen und das den Juden verweigerte Marktrecht zu bewahren. Gegen das Gesetz des böhmischen Landtags, die Prager Juden zur Ausreise zu zwingen, konnte er auf dem Reichstag zu Speyer 1542 erfolgreich intervenieren. Im selben Speyer vermochte er 1544 vom Kaiser das »Speyrer Privileg« zu erhalten: Die reichsweite »Sicherung der jüdischen Rechtsstellung« (Siegele-Wenschkewitz).

Ging es um Vertreibung, vorenthaltenes Geleit, tückisch üble Nachrede, Verleumdungen wie Hostienfrevel, Ritualmord, Spionage für die Türken – er durchzog das Reich der Länge und Breite, um allüberall die Lebensprivilegien zu bewahren[6]. Nicht nur die Reichstage und das Reichsgericht waren seine Foren, er suchte jede Gelegenheit, mit jedweder Obrigkeit advokatorisch für seine Glaubensgeschwister zu sprechen. So auch auf dem Reichstag zu Augsburg 1530: Das zuvor im März 1530 erschienene Buch »Der gantz Jüdisch glaub« des jüdischen Konvertiten Antonius Margaritha war mit erheblichen Denunziationen angereichert, so dass es zu heftigen Turbulenzen kam. Josel von Rosheim wies vor den entsprechenden Gremien der Stände und des Kaisers die gravierenden Diskriminierungen als wahrheitswidrig nach. Margaritha wurde aus Augsburg ausgewiesen[7]. Josel und die Juden waren damit aber Margaritha – Rabbinersohn und einstmals einer der ihren – nicht los... Inwieweit er für vieles, was ihnen aus den Schriften Luthers an Beschuldigungen im Laufe der Jahre noch entgegenkam, Gewährsmann des Reformators war, hat mit größtmöglicher Quellenkunde unter strenger Wahrung der Fairnessregeln Peter von der Osten-Sacken beleuchtet[8].

Josel von Rosheim war, wie die öffentliche Szene in Augsburg zeigte, nicht nur Jahrzehnte Apologet seines Volkes gegen alle nur denkbaren Formen der Verlästerung und des »falschen Zeugnisses«, der rechtlichen Einschnürung und Lebensminderung, er war auch ein großer *Tröster*, wovon die Quellen beredtes Zeugnis geben. Trotz allem gilt: Wenn die jüngste Lutherbiographie im Titel »Martin Luther – Rebell in einer Zeit des Umbruchs«[9] den Anbruch einer neuen Epoche suggeriert – für Jüdinnen und Juden war es eine Zeit des Abbruchs, der zunehmenden religiösen und wie politischen Diskriminierung, des Verlusts städtischer Wohnorte, der Zerstörung der Infrastruktur für Handels- und Geldwechslertätigkeit und endlich der Emigration in die Staaten Mittel– und Osteuropas.

III. Sachwalter jüdischer Interessen

Josel von Rosheim ist in dieser Zeit zunehmender Rechts- und damit Existenzunsicherheit die Stimme der mitteleuropäischen jüdischen Welt[10]. Man wird sagen können, dass dem Judentum ein gemeinsamer Interessen-Sachwalter erwachsen war, wie es ihn bis zur Gründung des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893 nicht mehr gegeben hat.

Das verdankt er seiner Familie und seiner glänzenden Ausbildung. Er wurde geboren 1478/80 in Hagenau (Elsass), wohin mütterlicherseits die Familie nach einigen Fluchtstationen u. a. auch vor schweizerischen Landsknechten, geflohen war. Aus ihrer Familie stammte der Gelehrte Jochanan ben Aaron

Luria, dem er eine grundlegende rabbinische Ausbildung verdankte. Josels Lateinkenntnisse halfen ihm beim Studium rechtlicher Texte und päpstlicher Urkunden. Väterlicherseits stammten die Vorfahren aus dem burgundischen Städtchen Louhans/Louans. Eine verwandtschaftliche Verbindung zu Jakob Jechiel Loans, dem Leibarzt Kaiser Friedrichs III. und Lehrer Reuchlins, ist zu vermuten. Aufgrund einer Verleumdung (Ritualmord) wurden drei Brüder des Vaters verbrannt, die Eltern entkamen knapp dem Tode.

In einigen Vertreibungsbedrängnissen baten die Juden Josel um Verhandlungshilfe, was ihm gelang; so wird er 1510 von den Juden des Unterelsaß zum *parnos und manhig* gewählt, eine innerjüdische Repräsentanzbezeichnung. 1520 gelang es ihm, die schon erwähnte Erstürmung der Stadt Rosheim durch die Bauern abzuwenden, worauf er zum Dank die lebenslange Aufenthaltsgenehmigung erhielt. 1530 legte er auf dem Reichstag zu Augsburg *10 Artikel und Ordnung* vor (die sog. *Takkanoth*), eine Regelung der jüdischen Geschäftspraktiken mit der christlichen Mehrheitsgesellschaft – eine jüdische Selbstverpflichtung zu Kontrolle und Transparenz, alles Anstrengungen, den Verlästerungen gerade im wirtschaftlichen Alltag zuvorzukommen. Aber gab es nicht seit 1523 die Schrift eines christlichen Theologen, die eben solchen Verleumdungen wehren wollte?

IV. Eine weitreichende Vergegnung oder Der Brief zum Bruch

Der Anwalt, Helfer und Tröster, Lehrer, Reformer, Apologet, »the great advocate of the German and Polish Jews during the reigns Roman Emperor Maximilian I and Chales V., major figure of the History of Jews in Alsace«, with a »protected status«[11] war sofort zur Stelle, als Johann Friedrich I., Landesfürst Martin Luthers, den Juden die Erlaubnis zum befristeten Aufenthalt in seinem Territorium oder es zu durchziehen nicht länger garantierte, kurz: Sie wurden 1536 aus Sachsen hinausgejagt. Was die Gründe waren und ob Luther in irgendeiner Form damit verwickelt war, wissen wir nicht[12]. Josel von Rosheim setzte seine gesamte Energie daran, Aufenthaltsverbot und Ausweisungsbefehl rückgängig zu machen.

Zunächst wandte er sich an den Straßburger Rat und die Straßburger Reformatoren Wolfgang Capito und Martin Bucer mit der Bitte um Unterstützung. Capito, unterstützt von Bucer, verfasste einen Brief an Luther mit der Bitte, dass er Josel stütze mit einem weiteren Empfehlungsschreiben an den Kurfürst. Josel, Capito und Bucer rechnen mit Luthers kräftiger Hilfe, hatte er nicht in seiner Schrift von 1523 »Dass Jesus Christus ein geborner Jude sei« die Position artikuliert, man solle die Juden freundlich behandeln und sich gegen mannigfache Verleumdung verwahrt?

So schreibt Capito einen bewegenden Brief an Luther (»Es erbarmt uns warlich dis volk, daz jetzt so lange zit von jedermann verachtet ist...das du dich underwindest diese ire sach by dem fursten zu handeln, domit sie spüren, das wir nit allein den frömbden, sondern auch den feinden bereit sein guts zu tun...die von dem gesegnetem stamen herkomen...«). Auch der »meister und rat der stat Strassburge« sekundiert mit einem Schreiben voller Lob für Josel, der immer »uf erbare pilliche weg gehandelt« hat, an den Johann Friedrich, er möge nach »noch der leer Sant Paulussen mit diesen armen lüten auch barmherzigkeit und mitliden tragen...« und »Josslin zu seinem anpringen gnedigst anheren...«[13]

Josel von Rosheim kannte sich in solchen Verhandlungen an Fürstenhöfen und mit Geistlichen aus und der Verfasser dieser freundlich gehaltenen Schrift von vor allerdings 14 Jahren konnte ins »politische Kalkül« einbezogen werden[14]. Josels Reise und sein politisches Projekt kamen an der Landesgrenze Sachsens in mehrfacher Weise an ihr Ende. Zunächst zwang ihn das »Einreiseverbot« Luther einen Brief zu schreiben bezüglich seines Vorhabens und der Briefe, die er vom Straßburger Rat und von Capito mittrug. Doch die Herren, der Kurfürst und sein Reformator, waren nicht gesprächsbereit. Mehr noch, Luther ließ ihm einen Antwortbrief[15] zukommen.

Halten wir schon hier fest: Luther ging einem Austausch mit dem Repräsentanten des Judentums aus dem Wege. Sein geistlich-missionarisches Interesse an einem Dialog mit dem Sprecher der Juden war erloschen. Die andrängenden Bitten Capitos ließen ihn unbeeindruckt. Ein Dialog mit dem politisch wie religiös gebildeten jüdischen Gesprächspartner interessierte ihn nicht mehr. In der Sache hieß er damit die Vertreibungspolitik seines Kurfürsten, die ja auch immer an die ökonomische Existenz der Juden ging, gut. Wie erklärt sich der Christ dem Juden im Brief?

Nr. 3157
Luther an den Juden Josel
Wittenberg, 11. Juni 1537

Dem Fürsichtigen Jesel, Jüden zu Rosheim, meinem guten Freunde.

Mein lieber Jesel! Ich wollt wohl gerne gegen meinem gnädigsten Herren für Euch handeln, beide mit Worten und Schriften, wie denn auch meine Schrift der ganzen Jüdischheit gar viel gedienet hat; aber dieweil die Euren solchs meines Diensts so schändlich mißbrauchen und solche Ding fürnehmen, die uns Christen von ihnen nicht zu leiden sind, haben sie selbs damit mir genommen alle Forderung, die ich sonst hätte bei Fürsten und Herrn können tun.

Denn mein Herz ja gewesen ist, und noch, daß man die Jüden sollt freundlich

halten, der Meinung, ob sie Gott dermaleins wollt gnädiglich ansehen und zu ihrem Messia bringen, und nicht der Meinung, dass sie sollten durch meine Gunst und Forderung in ihrem Irrtumb gestärkt und ärger werden.

Davon ich, so mir Gott Raum und Zeit gibt, will ein Büchlin schreiben, ob ich etliche künnte aus Eurem väterlichen Stammen der heiligen Patriarchen und Propheten gewinnen und zu Eurem verheißenen Messia bringen. Wiewohl es ganz frembde ist, dass wir Euch sollen reizen und locken zu Eurem natürlichen Herrn und Könige, wie denn vorhin Euer Vorfahren, da Jerusalem noch stunde, die Heiden gereizt und gelockt haben zu dem rechten Gott.

Sollt Ihr nicht billig denken, dass wir Heiden wohl so hoffärtig und ekel wären, weil ohn das Heiden und Jüden allzeit tödlich feind an einander gewesen sind, dass wir freilich auch Eurn besten König nicht würden anbeten, geschweig denn einen solchen verdampten gekreuzigten Jüden, wo nicht hierinne wäre die Gewalt und Macht des rechten Gottes, der solches uns hoffärtigen Heiden, Euren Feinden, gar mächtiglich ins Herze brächte? Denn Ihr Jüden würdet ja nimmermehr einen gehenkten oder geradbrechten Heiden nach seinem Tod für einen Herrn anbeten, das wisset Ihr.

Darumb wolltet ja uns Christen nicht für Narren und Gänse halten, und Euch doch einmal besinnen, daß Euch Gott wollte dermaleins aus dem Elende, nu über funfzehen hundert Jahr lang gewähret, helfen, welches nicht geschehen wird, Ihr nehmet denn Euern Vettern und Herrn, den lieben gekreuzigten Jesum, mit uns Heiden an.

Denn ich hab Eure Rabbinos auch gelesen, und wäre es darinnen, so wäre ich so hörnern und steinern nicht, es hätte mich auch bewogen. Aber sie können nichts mehr, denn schreien, es sei ein gekreuzigter, verdampter Jüde, so doch alle Eure Vorfahren keinen Heiligen noch Propheten unverdampt, ungesteinigt und ungemartert haben gelassen, welche allzumal auch müßten verdampt sein, wenn Euer Meinung darumb sollt recht sein, daß Jesus von Nazareth von Euch Jüden gekreuziget und verdampt sei; denn Ihr's zuvor mehr getan und allwege getan.

Leset, wie Ihr mit Eurem König David umb seid gegangen, und mit allen frommen Königen, ja, mit allen heiligen Propheten und Leuten, und haltet uns Heiden nicht so gar für Hunde. Denn Ihr sehet, daß Eur Gefängnis zu lang will währen, und findet doch uns Heiden, welche Ihr für Eure höchste Feinde haltet, günstig und willig zu raten und zu helfen, ohn daß wir's nicht leiden können, daß Ihr Euer Blut und Fleisch, der Euch kein Leid getan hat, Jesum von Nazareth, verflucht und lästert, und (wenn Ihr könntet) all die Seinen umb alles brächtet, was sie sind und was sie haben.

Ich will auch ein Prophet sein, wiewohl ein Heide, wie Bileam gewesen ist: es soll nicht gehen, das Ihr hoffet, denn die Zeit, von Daniel bestimmet, ist langst aus; und wenn Ihr's gleich noch so wünderlich drehet und aus dem Text machet, was Ihr wollet, so ist das Werk fürhanden.

Solchs wollet von mir freundlich annehmen, Euch zu Euer Vermahnung. Denn ich umb des gekreuzigten Jüdens willen, den mir niemand nehmen soll, Euch Jüden allen

gerne das Beste tun wollte, ausgenommen, daß Ihr meiner Gunst zu Euer Verstockung brauchen sollt. Das wisset gar eben. Darumb müget Ihr Eure Briefe an M.G. H. durch andere fürbringen. Hiermit Gott befohlen! Datum aus Wittemberg, Montags nach Barnabae, im 1537. Jahr.

Mart. Luther

Der Brief sollte den Dialog ersetzen, dem Luther auswich. Welche Gestalt nahm er an als Konsequenz der Zusammenkunft von Angesicht zu Angesicht?

Er beginnt in dem Ton, den Luther in seiner »freundlichen« Schrift von 1523 angeschlagen hatte: »Dem Fürsichtigen Jesel, Juden zu Rosheim, meinem guten Freunde« – das klingt kollegial-vertraut, das weckt Hoffnungen. »Fürsichtig« heißt wohl »achtsam, vorsichtig, umsichtig, kenntnisreich, aufmerksam-verantwortlich«, Worte, mit denen man sparsam umgeht von Christen zu Juden... »meinem guten Freunde« – überraschend warmherzig, so dass es fast in Verlegenheit setzt: Wie soll das weitergehen? Und noch einmal: »Mein lieber Jesel! Ich wollt wohl gerne gegen meinem gnädigsten Herren für Euch (!) handeln, beide mit Worten und Schriften, wie denn auch mein Schrift der ganzen Jüdischheit gar viel gedienet hat; aber...«, zweimal »Jesel«! Doch dann scheint er im gleichen Atemzug sich jegliche Wärme zu verbieten und wechselt mit der Nennung und Erinnerung seiner Schrift (die 14 Jahre her ist) in eine erste Schärfe – »aber dieweil die Euren solchs meines Diensts so schändlich mißbrauchen« – in eine zweite Schärfe – »die uns Christen von ihnen nicht zu leiden sind«, um zu einem vernichtenden Schluss zu kommen: »haben sie selbs damit mir genommen alle Forderung, die ich sonst hätte bei Fürsten und Herrn können tun.« Das Vernichtende ist der bis in die unmittelbare Gegenwart stereotyp wiederholte Vorwurf: »Sie selber sind schuld!« *So* verlieren sie jegliche Unterstützung! Sie müssen sich nicht wundern, wenn man sie hasst! Alle antijüdischen Stereotypen bauen auf diesem Fundament auf, das jeden, der es verwendet, unglaublich entlastet. Von der Monotheismus-Debatte bis zur jüdischen Außenpolitik, es ist »allzeit bereit«: »...haben sie selbs damit mir genommen alle Forderung, die ich sonst hätte bei Fürsten und Herrn können tun«, *nun nicht mehr*!

Noch einmal beginnt er fast wehmütig – »Denn mein Herz ja gewesen ist, und noch, daß man die Jüden sollt freundlich halten...«, das war der Herzschlag seiner Schrift gewesen und das paulinische Motiv »ob sie Gott dermaleins wollt gnädiglich ansehen und sie zu ihrem Messia bringen...« erinnert er sehr wohl. Doch was haben sie mit seiner Gunst getan? Sie hat sie in ihrem »Irtumb gestärkt und ärger werden« lassen. Eben: Sie haben seine »Gunst« in ihrem »Irrtumb« verspielt! Seine Gunst und Freundlichkeit hat sie nicht aus ihrem »Irrtumb« herausgeführt, nein, »ärger« sind sie geworden! Das kann doch nur

heißen, dass sein Bemühen um ihre Hinwendung zu ihrem Messias, zu Jesus Christus, ins Leere ging; seine Freundlichkeit, seine Verteidigung ihrer Existenz vor Gott und den Menschen ins Leere gingen. Eine kaum gezügelte Drohung bricht durch: Sie treiben Dinge, »die uns Christen von ihnen nicht zu leiden sind«!

Noch einmal besinnt er sich und spricht von einem erneuten Versuch, »etliche … aus Eurem väterlichen Stammen … zu Eurem verheißenen Messia bringen« und denkt einen Atemzug darüber nach, dass nun, wie seltsam, die Christen die Juden »sollen reizen und locken« wie vorher, »da Jerusalem noch stunde, die Juden die Heiden gereizt und gelockt haben zu dem rechten Gott.« Diese Heilsablösung ist für Luther endgültig.

Nun ist erkennbar, dass an die Stelle des Gesprächs die verurteilende Belehrung und Aufklärung über ihre geschichtliche Aussichtslosigkeit treten. Das geht nicht im Dialog – er ist offen hinsichtlich des Ergebnisses, denn der jeweils andere *könnte* auch Recht haben. Nein, »die Gewalt und Macht des rechten Gottes« in einem »gekreuzigten, verdampten Jüden« ist uns »mächtiglich ins Herze« gebracht worden, uns »hoffärtigen Heiden, Euren Feinden«, sie, die Juden würden nie einen »gehenkten … Heiden nach seinem Tod für einen Herrn anbeten.«

Luthers triumphierender Schluss »das wisset gar eben« meint auch »Ich kenne euch!«.

Es bleibt nur ein Weg aus dem »funfzehen hundert Jahr« währenden Elend: Sie, die Juden nehmen den »lieben gekreuzigten Jesum mit uns Heiden an«. Dafür spricht nichts, im Gegenteil: Ihre »Rabbinos« können nur schreien, »es sei ein gekreuzigter, verdampter Jüde«.

Luther muss einiges aus der antichristlichen Propaganda der Juden gehört haben, denn er hält Josel entgegen, dass die Juden die Christen für höchste Feinde, Narren, Gänse und Hunde halten, wobei in Anbetracht der Unreinheit der Hunde dies besonders schwer wiegt. Er kann dies noch aufgipfeln: Die Juden hätten schon gerne Rat und Hilfe von den Christen – jetzt redet er direkt gegen Josels Hilfsersuchen – aber die Christen können es nun einmal »nicht leiden«, dass die Juden ihr eigen »Blut und Fleisch, der Euch kein Leid getan hat, Jesum von Nazareth, verflucht und lästert, und (wenn Ihr könntet) all die Seinen umb alles brächtet, was sie sind und was sie haben.«

Die Fronten haben sich wundersam verkehrt: Die Juden sind in seinen Augen gemeingefährlich, räuberisch, wenn sie könnten, und – das ist die Spitze – sie verfluchen und lästern Jesus von Nazareth. Jetzt wird Luther Gerichtsprophet:

Die Zeit der Juden ist »langst aus«! Beschlossen und verkündet, wenn »Ihr's gleich noch so wünderlich drehet und aus dem Text machet, was Ihr wollet; so ist das Werk fürhanden.«

Würde er ihnen günstig gesinnt sein, sie würden es zu und in ihrer Verstockung nutzen, denn sie können ja nicht anders: »Das wisset gar eben«! Man möchte hinzufügen: »Nicht mehr mit mir!« Er verweigert jegliche Hilfe: »Darumb müget Ihr Eure Briefe« (*es ist auch einer von Wolfgang Capito dabei!*) »durch andere fürbringen.« Und er weiß, durch niemanden...

Er gibt Josel und die Juden auf. Er kündigt jede mögliche Gemeinschaft auf. Nach diesem Brief konnte Josel, konnte unter den Juden niemand mehr »Hoffnungen auf den Reformator setzen« (Schilling). Der Brief dokumentiert den Bruch zwischen Luther und den Juden. Ihre Zeit ist »langst aus«. Wolfgang Capito und der Straßburger Rat hatten sich erbarmen lassen – Luther nicht mehr. Es gibt noch Gefühle und Erinnerungen – er bezwingt sie und wird hart. Die »verweigerte Begegnung« (Osten-Sacken) mit Josel von Rosheim wird zur verweigerten Begegnung Luthers mit den Juden insgesamt. Sie wird sich steigern zur »verfolgenden Unschuld« (Karl Kraus). Die Juden, ihre Existenz, ihr Glauben und ihre Werke, sind von den Christen *nicht mehr zu leiden*, deshalb müssen sie leiden...

Der Brief zur »verweigerten Begegnung« ist der Auftakt zum Bruch und zur späteren Aufkündigung der Ko-Existenz mit den Juden.

V. ...und Josel von Rosheim?

1539 traf er den Kurfürsten auf dem Reichstag in Frankfurt, wo Philipp Melanchthon die Unschuld der 38 Juden, die 1510 in Berlin verbrannt worden waren, nachwies. Dies und die glänzende Weise, wie Josel in einem Streitgespräch mit Bucer dessen Gehässigkeiten gegen die Juden widerlegte, machte auf den Kurfürsten Joachim von Brandenburg großen Eindruck. Daraufhin zog auch der sächsische Kurfürst den Ausweisungsbefehl zurück...

Verweigerte Luther die persönliche Begegnung mit ihm, so wollte er die Begegnung seiner elsässischen Heimat mit den aggressiven Schriften Luthers möglichst verweigern: Eine ausführliche Eingabe an den Straßburger Rat bewegte diesen zum Druckverbot der lutherischen Polemik »Von den Juden und ihren Lügen« (1543).

Die Krönung seines Lebens war der Reichstag von Speyer 1544, der den Juden Privilegien wie nie zuvor gewährte, die noch einmal 1548 bestätigt wurden. Es blieb dem Kurfürsten von Sachsen vorbehalten, darauf zu dringen, die Juden aus dem Reich zu vertreiben: Sie würden »die Stände auswuchern«, vor allem

aber »Christum erschrecklich lestern«. Das hatten wir schon gehört...
Ein letztes Echo darauf finden wir[16] im Hagenauer »Memorbuch«, das Josel nach seinem Tode 1554 in Erinnerung hielt, *»weil er weder Ehre noch sein Vermögen geschont und weil er viele Jahre sein Leben in Gefahr gebracht hat durch seine Fürbitte und seinen Schutz für die Gesamtheit und für Einzelne. Er ging länger als 40 Jahre an die Höfe der Könige und hielt von der jüdischen Nation Austreibungen, Unterdrückungen, Verfolgungen und Ermordungen fern. Für alles nahm er weder Dienst noch Belohnungen. Er tat es nur aus Liebe zu Gott und zu Israel.«*

---

1 Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern, Bd.1. Von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg 1500-1648, Befehlshaber der Juden – Josel von Rosheim, digitale Quellensammlung; Quelle der englischen Übersetzung aus dem Hebräischen: Joseph of Rosheim, The Historical Writings of Joseph of Rosheim: Leader of the Jewry in Early Modern Germany, Hg. Chava Fraenkel-Goldschmidt und Adam Shear, übs. Naomi Schendowich, Leiden, Brill, 2006. Übersetzung aus dem Englischen: Erwin Fink

2 Leonore Siegele-Wenschkewitz, Josel von Rosheim: Juden und Christen im Zeitalter der Reformation, in: Kirche und Israel 6 (1991), 6

3 Werner Transier, Josel von Rosheim (1476-1554) – Zwischen dem Einzigartigen und Allgemeinen, Eröffnungsrede zur Ausstellung »Josel von Rosheim« 12. März 2012 in Erfurt, in: www.alte-synagoge.erfurt.de/jle/de/informationen/42255.html

4 Friedrich Battenberg, Josel von Rosheim, Befehlshaber der Judenschaft und die kaiserliche Gerichtsbarkeit, in: Jost Hausmann (Hg.): Zur Erhaltung guter Ordnung, Festschrift W. Sellert, Köln 2000, 183-224, 190

5 Den Gesamtzusammenhang grundlegend und akribisch entfaltend in: Martin Luther und die Juden, neu untersucht anhand von Anton Margarithas »Der gantz Jüdisch glaub« (1530/31), Stuttgart 2002, Hier eindringlich 191, Anm. 193, 218-224 und 272, Anm.10. Wie ist zu erklären, dass diese grundlegende Arbeit nicht wieder aufgelegt wird?

6 Privilegien, Pogrome, Emanzipation – Juden in Mittelalter und Neuzeit, Ausstellungsraum 6: Josel von Rosheim, Führer der Judenschaft im Reich, Online-Dokumentation, Modellprojekt im Leo-Baeck-Programm, hg. von Reinhard Neebe, Digitales Archiv Marburg: www.digam.net/einleitung.php?lpt=247

7 Aufklärend detailreich: Peter von der Osten-Sacken, s. Anm.5, 171-173

8 s. Anm. 5

9 Heinz Schilling, Martin Luther, Rebell in einer Zeit des Umschwungs, München 2013 (2. Aufl.)

10 Klaus-Peter Lehmann, Urteil statt Vorurteil, Reformation und Antijudaismus, in: Blickpunkte.E.: www.imdialog.org./bp2010/04/02.html

11 Josel von Rosheim, Wikipedia, the free encyclopedia, 1

12 Übereinstimmend bei von der Osten-Sacken, 116, und Schilling, 558

13 s. Anm. 6, www.digam.net//image.php?file=dokumente/9173/1.jpg&8b=850 und www.digam.net//image.php?file=dokumente)9172/1.jpg&b=850

14 Schilling, 558, Gesamtzusammenhang auch bei Siegele-Wenschkewitz, s. Anm. 2, 7-9

15 Text nach WA Br. 8, 89-91, ohne Einführung und Anmerkungen; Clemen Bd. 6, (hrsg. v. H. Rückert, 1955) bringt minimale Veränderungen, überschreibt aber nur »An den Juden Josel«.

16 s. Anm. 10, K-P. Lehmann, 3f.

Zur politischen Disposition Israels

Yariv Lapid

Der folgende Artikel ist der Text eines Vortrages von Yariv Lapid bei der Jahrestagung der AG Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. Er zielt darauf, uns zu fragen, wie wir mit der seit Beginn explosiven Lage im Nahen Osten an der Seite Israels als Kirche agieren wollen. Diese Fragen wurden dann in der Diskussion bearbeitet, die wir an dieser Stelle nicht dokumentieren können, aber die jeder Gemeinde empfohlen werden kann, auch wenn diese Sicht hier in unseren Gemeinden eher unüblich ist.

Einführung

Ich möchte mich mit dem folgenden Fragen beschäftigen:

> Was treibt die israelische Gesellschaft irrational und gegen ihre eigenen Interessen zu agieren? Dafür möchte ich eine Einsicht in die Psyche der israelischen Gesellschaft versuchen.
> Ist die Kritik an Israel fair?
>
> Welche Verantwortung haben wir und was können wir tun?

Ist die Kritik an Israel fair?

In den letzten Jahren wird Israel stets als eine der gefährlichsten Staaten der Welt wahrgenommen. Wenn man das Image von Israel beobachtet, stellt man eine konstante Verschlechterung fest. Die israelische Politik scheint immer weniger Menschen weltweit Sinn zu machen.

Die Deutungen der israelischen Politik tendieren dahin, zwei Perspektiven zu haben. Während die eine die Politik Israels als einen legitimen Kampf um ihre Existenz sieht, versteht die andere die israelische Politik als nationalistisch und rassistisch motiviert.

Diese Debatte findet auch innerhalb der israelischen Gesellschaft statt. Ist die Besetzung hauptsächlich eine ethnische Säuberung, oder geht es um gesunde Angst, die schwere Konsequenzen für die Palästinenser haben muss?

Meine eigene Annahme ist, dass das zionistische Projekt sicher nicht rassistisch motiviert ist, aber Gefahr läuft, ein solches zu werden.

Wie jede Gesellschaft hat auch die israelische rassistische Komponenten. Die jüdischen Migranten aus Europa haben sicherlich auch Einstellungen über den Orient mitgebracht, die die Indigenous, die lokale Bevölkerung nach den damaligen europäischen Codes, konstruiert haben. Eine Analyse der

zionistischen Geschichte wird aber meiner Meinung nach zeigen, dass ihre Beziehungen mit der arabischen Bevölkerung dem Denken und Tun des europäischen Faschismus, der südafrikanischen Apartheid oder der rassistischen Politik der Südstaaten der USA nicht ähnlich sind. Die Gush Emunim Bewegung, die die Ideologie der Siedlungen konzipiert, zeigt allerdings solche Tendenzen. Wenn man aber nach den Wahlergebnissen geht, ist die Anzahl protofaschistischer Wähler in Israel trotz existenzieller Ängste und ständiger Gewalt nicht höher als in Europa. Ich behaupte, dass der Grund der israelischen Gewalt gegen Palästinenser in existenziellen Ängsten liegt und nicht in einer grundsätzlichen rassistischen Einstellung.

Die israelische Gesellschaft lebt seit ihrer Entstehung unter intensiver existenzieller Bedrohung. Ein wichtiger Teil dieser Bedrohung zielt darauf Angst zu machen. Terrorattacken zielen darauf Angst zu machen, wissend, dass durch sie Israel militärisch nicht besiegt werden kann. Der Kampf ist psychologisch, um die Bevölkerung durch Angst zu beeinflussen.

In den 90er Jahren, in denen die Hoffnung auf Frieden durch die damalige Friedensinitiative sehr groß war, explodierten manchmal täglich Busse in Jerusalem und Tel Aviv. Als ich in dieser Zeit in den Straßen von Jerusalem gegangen bin, war das Warten auf den Lärm einer Explosion völlig realistisch. Meine Frau war jahrenlang nicht bereit, mit unseren Kindern in einen Bus einzusteigen.

Die Gewalt gegen die israelische Gesellschaft ist nicht nur Resultat ihrer Politik nach 1967. Der Widerstand in der arabischen Welt gegen die Existenz Israels ist ein dominanter Faktor von Beginn an. Dieser Widerstand drückt sich in Vernichtungsdrohungen und viel Gewalt aus. Die Ängste der Israelis sind somit nicht nur imaginativer Natur und sind auch nicht Resultate ihrer Siedlungspolitik.

Die Einstellungen gegenüber Israel haben sich maßgeblich verändert in den letzten Jahrzehnten. Während in den 70er und 80er Jahren das Bild Israels unterschiedliche Facetten hatte und man viel hörte über landwirtschaftliche und wissenschaftliche Erfolge oder über Kibbutzim und Archäologie, reduziert sich die Wahrnehmung Israels heute fast nur auf die Auseinandersetzung mit den Palästinensern. Israelis fühlen sich wieder reduziert auf eine Schwarz-Weiß-Fremdwahrnehmung und das obwohl die Zahl der israelischen Nobel-Preisträger oder die Erfolge in der HiTech Industrie heute höher als früher sind.

Der Ausgangspunkt dieser Präsentation ist es, dass eine produktive und friedliche Lösung gesucht wird. Um das zu erreichen, brauchen wir tiefere Einsich-

ten in die Perspektive der Betreffenden, also der Israelis und der Palästinenser. Ich möchte gerne meine Analyse der dominanten treibenden Kräfte der israelischen Politik anbieten. Ich glaube, sie sind historisch zu verstehen, und ich würde sie Enttäuschung und Misstrauen nennen.

Was treibt die israelische Gesellschaft, irrational und gegen ihre eigenen Interessen zu agieren? Misstrauen als treibende Kraft der israelischen Politik
Ein entscheidender Faktor in der israelischen Politik ist ein tiefgehendes Misstrauen gegenüber der Menschheit. Es bekam seine derzeitige Form in der Entwicklung Europas wärend der Ära der Emanzipation. Die Ideen der Aufklärung und die konkreten Veränderungen, die diese Epoche mit sich gebracht haben, revolutionierten das jüdische Leben.

Die Zeit davor, das spätere Mittelalter, war von einer realen Dämonisierung der Juden bestimmt. Nach dem Mord von ganzen Gemeinden und der Vertreibung der Juden aus den meisten europäischen Territorien sank die Zahl der Juden derartig, das manche Historiker von einem »nahezu Verschwinden« sprechen.

Es ist daher nicht schwer zu verstehen, welche befreiende Bedeutung die Aufklärung und Emanzipation, die die Moderne mit sich brachte, für Juden hatte. Das Engagement von Juden in dieser Bewegung, in der Entwicklung von Wissenschaft und den Ideen der Moderne, war überproportional groß. Manche meinen, dass das Verhältnis der Juden zur Aufklärung in messianischen Kategorien zu verstehen sei, also als ein Erlösungsmodell verstanden wurde.

Und dann kommt der moderne Antisemitismus als eine Erscheinung der weiteren Entfaltung der Aufklärung. Er begleitet die Emanzipation, ob in den Formulierungen der Deutschen Burschenschaften oder den Pogromen im russischen Kaiserreich, in der Dreifuss Affäre oder in der Entstehung von antisemitischen Parteien wie der Christlich-Sozialen Partei in Wien um die Jahrhundertwende. Juden, die sich als treue Bürger ihres Land sahen, sich engagierten und als Soldaten für ihr Land kämpften, wurden durch dominante Stimmen auf ihr Jüdischsein reduziert und als »Juden« verachtet und diskriminiert.

Um ein prominentes Beispiel zu nehmen, Theodor Herzl. Er war ein deutscher Nationalist, Mitglied in der deutschnationalen Burschenschaft an der Universität Wien. Als er von einem anderen Burschenschaftler als Jude beschimpft wird, fordert er ihn zu einem Duell, erleidet aber eine weitere Erniedrigung, da der andere durch ein Duell mit einem Juden keine »Satisfaktion« bekommen kann, weil Juden keine »Ehre« haben. Später berichtet Herzl als Repoter über

die Dreifuss Affäre, wo er die Heftigkeit des Antisemitismus zu spüren bekommt, als er aus dem Gerichtssaal geht und sich der antisemitischen Menge gegenüber sieht. Der Gedanke, was passieren würde, wenn sie wüssten, dass er Jude ist, erschüttert ihn.

Antisemitismus ist in der damaligen Zeit ein solch verbreitetes Phänomen, dass die best integrierten, erfolgreichsten Juden, wie Freud, Schnitzler oder Rathenau, dieser Feindseligkeit nicht entgehen. Viel schlimmer ist es in Ost-Europa, wo Pogrome auch von den Regierungen mitgetragen werden. Es sind diese Erlebnisse, diese Realität eines vehementen Antisemitismus, die den Zionismus von einer traditionellen, sentimentalen Sehnsucht nach dem imaginierten Jerusalem in eine politische Bewegung mit weltlichen Zielen verwandelt. 1881 wird so die erste zionistische Einwanderungswelle nach Palästina identifiziert, als Resultat der Pogrome in Südosteuropa.

Der Zionismus resultiert aus der existentiell enttäuschten Hoffnung, gleichberechtigt in Europa leben zu können. Die riesigen optimistischen Hoffnungen und Anstrengungen, die Juden in die Aufklärungs- und Emanzipationsbewegung investiert hatten, sind nicht minder riesig enttäuscht worden. Diese Enttäuschung fließt in den Zionismus ein, sie legitimiert ihn und macht ihn kohärent.

Diese Erfahrung wird zur Basis des israelischen Narrativs und hat eine maßgebliche Rolle im israelischen Schulunterricht. Jedes israelische Kind musste in der Schule über Pogrome lernen, als den Geburtsmomenten Israels. Der Artikel von Pinsker, »AUTOEMANZIPATION: Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden«, der von der Pflicht der Juden spricht, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen, war immer Grundsatz und Pflichtstoff der israelischen Schulcurricula.

Die Logik hinter Herzls geographisch unbestimmten Zielen des Zionismus ist, dass es ihm vor allem darum ging, die Juden so schnell wie möglich aus Europa zu bringen, da, wie Herzl es ausgedrückt hat, die Erde in Europa unter ihren Füßen brennt! Um die Bedeutung des Antisemitismus auf das jüdische und zionistische Bewusstsein zu begreifen, ist es wichtig zu verstehen, dass bei der Wahl zwischen Rettung vor der Gefahr des Antisemitismus und Sehnsucht nach der historischen Heimat, die Rettung für viele prioritär, also wichtiger als die biblische Heimat war.

Als die Holocaust-Überlebenden nach Palästina bzw. Israel nach der Staatsgründung kommen, begegnet ihnen statt Empathie und Mitgefühl Kritik. »Wir haben euch doch gesagt, dass die Europäer euch hassen, und es für Juden lebensgefährlich ist dort zu bleiben. Ihr wolltet es nicht glauben.«

Im zionistischen Bewusstsein ist der Holocaust damit nur ein weiterer Mosaikstein in einer Weltsicht, die besagt, dass man schon lange weiß, dass wir Juden uns auf niemand außer uns verlassen können.

Das ist die zentrale Botschaft des Zionismus: Wir sind allein, und müssen unser Schicksal in die eigenen Hände nehmen.

Diese Formel ist der breiteste gemeinsame Nenner des israelischen Volkes und lässt Politiker immer erfolgreich sein in der Mobilisierung von Wählern.

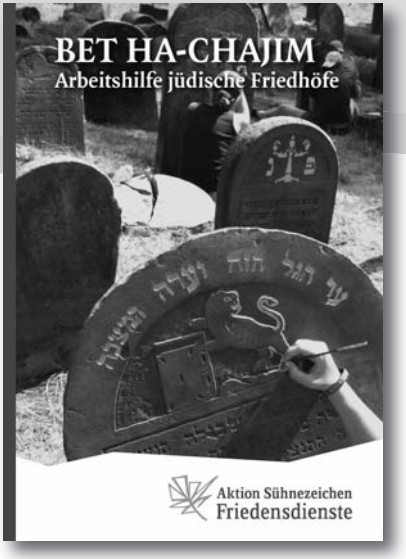
Hilflosigkeit oder: Welche Verantwortung haben wir und was können wir tun
Wenn wir der narrativen Logik des Zionismus folgen, bei der die Enttäuschung durch den Rest der Welt – maßgeblich von den emanzipatorischen Ideen der modernen Europäer – so zentral ist, eine Enttäuschung die vor allem auf Gewalterfahrungen ruht; wenn wir dazu die Bestätigung dieser Enttäuschung durch den Holocaust in den Blick nehmen, die logischerweise existenzielle Bedrohungsgefühle erhöht; wenn wir zu all dem die existentiellen Bedrohungen zählen, die die israelische Bevölkerung seit ihrer Entstehung erlebt, ist es da realistisch zu erwarten, dass diese Gesellschaft den Friedensweg wählt?

Der übliche deutsche, europäische Unterricht zum Thema NS versteht die wirtschaftliche Krise der 20er Jahre als einen wichtigen Grund für die Bereitschaft der deutschen Bevölkerung NS-Ideen aufzunehmen. Die Logik ist, dass existentielle Ängste Menschen aggressiver und anfällig für extreme Ideen machen. Also, haben wir etwas aus unserem Schulunterricht gelernt?

Oktober 1973, nicht sehr lang nach den Morden an den israelischen Sportlern in der Münchener Olympiade, begann der Yom Kippur Krieg. Innerhalb weniger Tage hatte Israel einen Großteil seiner Panzer und Flugzeuge verloren, und die Bedrohung, dass Israel diesen Krieg verliere, wurde real. Die syrischen Panzer haben etwa eine halbe Stunde vor meinem Kibbutz gestoppt. Die USA hatten Flugzeuge mit Ersatzteilen bereitgestellt, die Flugzeuge brauchten aber eine Möglichkeit zur Zwischenlandung. Kein einziger europäischer Staat, inkl. Deutschland und Österreich, waren bereit diese Landung zu ermöglichen.

Seit einigen Jahren baut der Österreichische Ölkonzern ÖMV die Infrastruktur im Iran. Vor einigen Jahren hat ein österreichischer Waffenhersteller Waffen an den Iran verkauft, übrigens derselbe Hersteller, der mit Mauthausenhäftlingen Waffen produziert hat (damals hieß die Firma Steyr, heute Steyr Mannlicher).

Für die Israelis senden solche Beispiele ein klares Signal. Eure Existenz ist nicht höchste Priorität für uns. Wenn man es mit Verantwortung ernst meint, dürfen solche Fälle nicht sein. Die Bereitschaft der Israelis, Kompromisse für den Frieden zu akzeptieren, hat indirekt mit dem Gefühl der Isolation zu tun. Je isolierter sich die Israelis fühlen, desto gefährlicher wird es werden. Seit dem Goldstone Report über den Krieg gegen die Hamas im Gaza kommen Gesetzentwürfe gegen linke Organisationen wie BeTselem oder das Neue Israel Fund. D.h., Ängste und das Gefühl, wir sind allein im Kampf mit den Vernichtungsdrohungen vom Iran, von Hisbolla und Hamas, stärken nationalistische Strömungen, die gegen einen offenen und kritischen Diskurs sind. Die Loyalität von kritischen Israelis wird infrage gestellt, weil die Menschen das Gefühl haben, wir können uns dies nicht leisten.



Bet Ha-Chajim – Arbeitshilfe jüdische Friedhöfe

DIN A5,
mit herausnehmbarem
Arbeitsblatt zum hebräischen
Alefbet

Die hebräische Bezeichnung für den Friedhof *Bet Ha-Chajim* (Haus des Lebens) spiegelt die Überzeugung, dass Tod und Bestattung nicht das Ende aller Dinge, sondern den Übergang in ein »Ewiges Leben« markieren. Seit vielen Jahren unterstützen Freiwillige in internationalen ASF-Sommerlagern Gemeinden in Europa beim Erhalt der jüdischen Friedhöfe als kulturelle Erinnerungsorte. Aber auch jenseits der Sommerlagerarbeit bieten Besuche eines jüdischen Friedhofs zahlreiche Gelegenheiten zu einer aktiven Auseinandersetzung mit der Geschichte der dort erinnerten Menschen, Familien und Gemeinden.

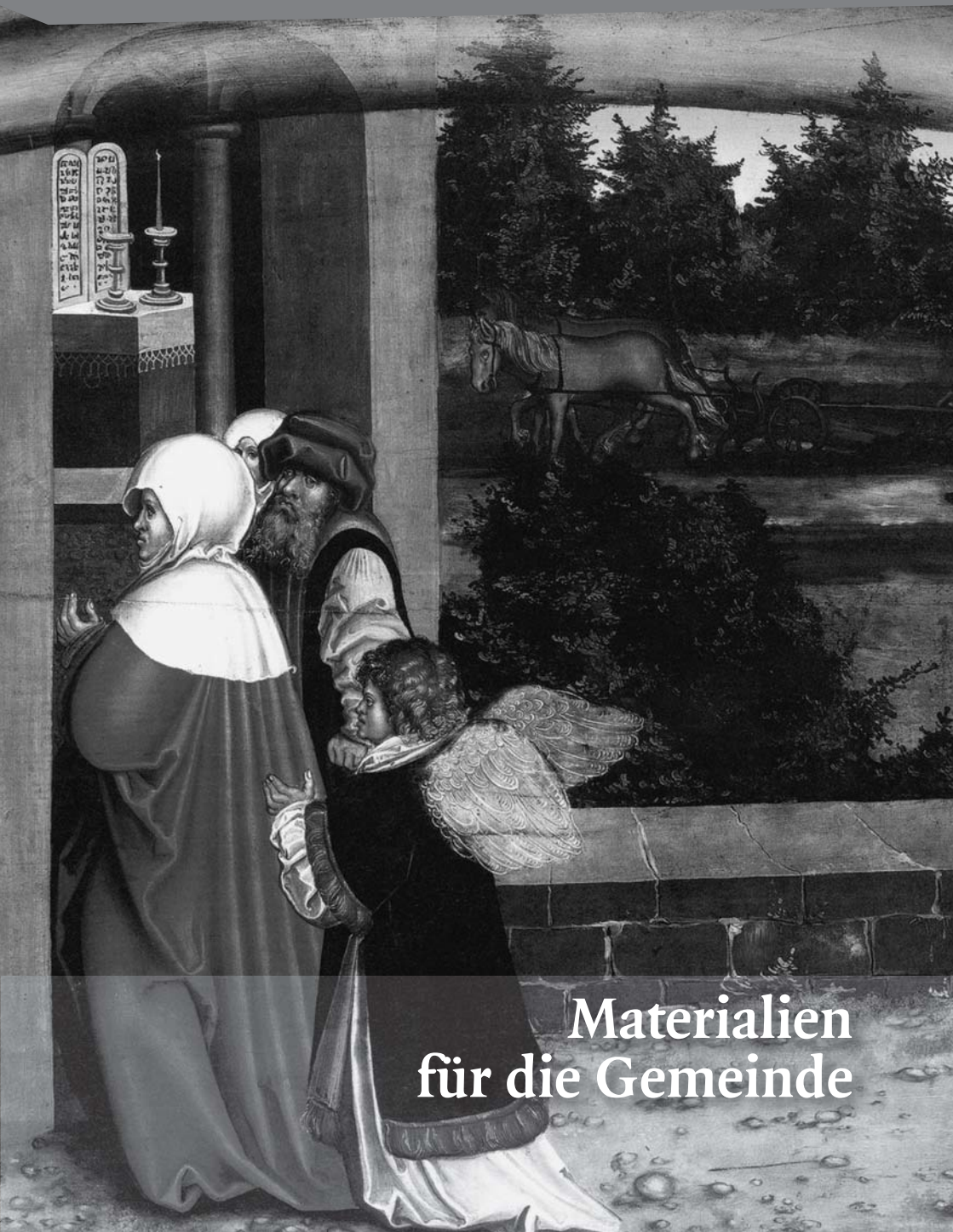
Die bebilderte Arbeitshilfe enthält Grundinformationen zu jüdischem Glauben und Traditionen von Bestattungen und Trauer. Neben Erklärungen zur jüdischen Geschichte in Deutschland und der Bedeutung der Friedhöfe, gibt sie praktische Hinweise zur Arbeit mit Gruppen und bietet Hilfestellung bei der Entzifferung von Grabsteininschriften. Sie ist für Pädagogen und Pädagoginnen für den Besuch mit Schulklassen, aber auch für Gruppen der außerschulischen Bildungsarbeit sowie Individualpersonen ein idealer Einstieg in das Thema jüdisches Leben in der Vergangenheit und Gegenwart.

→ Lucas Cranach, Die Zehn-Gebote-Tafel: Du solt den feihr tag hailigen

Bestellung im ASF-Infobüro

Zu beziehen für 3 Euro zzgl. Porto über das ASF-Infobüro:
(030) 28 395 – 184) oder infobuero[at]asf-ev.de

KAPITEL III



Materialien für die Gemeinde

Die Zehn-Gebote-Tafel von Lucas Cranach dem Älteren im Lutherhaus Wittenberg

Gerhard Begrich / Jürgen M. Pietsch / Kathrin Seupt, Edition Akanthus, Spröda 2011, 9,80 Euro

Das kleine handliche Bilderbuch ist erschienen in der Reihe »Schätze Mitteldeutschlands«. Mit den schönen Abbildungen und Erklärungen, mit biblischen Erinnerungen an die Zehn Gebote und auch kritischen Bezügen zu Luthers Kl. Katechismus ist dies ein Schatzkästlein voller Einsichten und Einblicke. Die »kunstwissenschaftliche Betrachtung« von Kathrin Seupt ist Augen öffnend für viele Entdeckungen auf dem großen Tafelbild im Wittenberger Lutherhaus, eine Einladung wieder einmal in die Lutherstadt zu reisen.

I. S.

Die Zehn Gebote für die ungelehrten Leut'

Der Dekalog in der Graphik des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit

Veronika Thum, Deutscher Kunstverlag München Berlin 2006, 39,90 Euro

»Als der Papst den Luther und sine Bücher als ketzerisch erklärt hat …, da verbrannte ich, was ich Lutherisches hatte.« (S. 11) Aus den wilden Umbruchzeiten der Reformation weiß allerdings der Biberacher Patrizier Heinrich der VI. von Pflummern weiter zu berichten: *»Die ganz alten Bücher sind alle zerstört, die Pergamente zerschnitten und andere Bücher darein gebunden…«* (ebda.) Veronika Thum berichtet zu Beginn ihrer großen Arbeit über den jahrhundertelangen frevlerischen Umgang mit Büchern und Drucken einerseits und die hohe Wertschätzung geschriebener und gedruckter Kulturen andererseits. Ihre Arbeit zur Promotion widmet sie den überlieferten graphischen Dekalogzyklen – dem wohl wichtigsten didaktischen Medium für die religiöse und moralische Erziehung des Volkes (S. 179) – von der Frühzeit des Buchdrucks bis ins 18. Jahrhundert. Die zahlreichen Abbildungen ermöglichen eigenes Studieren des jeweiligen Zusammenhangs von Text und Bild der »mit starker Fantasie und großer Fabulierkunst« begabten Künstler. Eine spannende aufschlussreiche Lektüre! ((Bedauerlich, dass die Ratgeber und Gutachter die Autorin nicht darauf hingewiesen hatten, dass die Begriffe »alttestamentarisch« (durchgängig negative Konnotation, abwertend im Sinne von jüdischer Gesetzesreligion) und »neutestamentarisch« (?) fehl am Platze sind.))

I. S.

Haut ab! – Die Juden in der Beschneidungsdebatte

Alfred Bodenheimer, Wallstein Verlag, Göttingen 2012, 64 S., 12,90 Euro

»Mit dieser Schrift möchte ich anschreiben gegen die Bedenkenlosigkeit der Beschneidungsgegner, gegen die Sprachlosigkeit der Juden.« Es ist ein scharfer Text geworden, der mit einem blendend doppelsinnig formulierten Titel beginnt, das Wiederfremdwerden der Juden in Deutschland benennt und die »Schockzustände einer defensiven Religion« beschreibt. Bodenheimer sammelt die juristischen Tatbestände ein und unterzieht die Debatte um »Beschnittensein und Moderne« einer ideologiekritischen Analyse.

Das Büchlein ist ein Lehrstück über schwindende Sensitivität gegenüber Minderheiten.

H.R.

Auf Gegenkurs – Eine Fest- und Dankesschrift zum 100. Geburtstag von Pfarrerin Dr. h. c. Ilse Härter

Hartmut Ludwig (Hg.), Logos Verlag Berlin, 2011, 210 S., 19,90 Euro

Am 12. Januar 1943 wurde Ilse Härter, geboren 1912, gemeinsam mit Hannelore Reiffen von Kurt Scharf in Sachsenhausen ordiniert. Auch davon gäbe es Geschichten zu erzählen... Aber wovon nicht in diesem entschiedenen Leben »auf Gegenkurs«? Wir erwähnen diese denkwürdige Festschrift vor allem wegen Ilse Härters langjähriger, viele Menschen stützenden Verbundenheit mit Aktion Sühnezeichen (Jens Pohl im Band: »Vorbild und Gewinn für Generationen«). Viele Weggefährtinnen erzählen von Begegnungen mit der einst illegalen Vikarin, der rheinischen Schulpastorin und der zielstrebigen Erforscherin des Theologinnen-Amtes. Dieser Band kann ein Kapitel werden im künftigen Buch einer »anderen« Kirchengeschichte, einer der Frauen mit ihren Listen der Ohnmacht und ihrer gewinnenden Unerschrockenheit. Dank an den Herausgeber Hartmut Ludwig!

H.R.

Anni von Gottberg und die Bekennende Kirche

Jeanette Toussaint, Märkischer Verlag Wilhelmshorst, 2011, 155 S., 10 Euro

»Ich bin für Potsdam das rote Tuch.« Aktivitäten von Frauen innerhalb der Bekennenden Kirche sind nicht so häufig zu finden. Anni von Gottberg war von Kopf bis Fuß auf Widerstand gegen den NS-Staat eingestellt, sie hatte jegliche Angst um sich verloren und widersprach, wo sie es für geboten hielt – und das war immer. Ein lebhaftes, reich bebildertes Buch, das auch über Potsdam hinaus Anschauungsunterricht geben kann, wie man es macht mit dem Nicht-Ja-Sagen, dem Ungehorsam, dem vehementen Einspruch, während alle schweigen! Die adlige Tochter zog vehement in die BK-Bruderräte ein... So erleben wir sie in diesem Buch aufs Kämpferischste zwischen Bonhoeffer, Schönherr, Dibelius, Scharf und vielen anderen. Wer möchte sie nicht kennen lernen?

H.R.

Feministische Theologie, Politische Theologie – Entwicklungen und Perspektiven

Stefanie Schäfer-Bossert und Elisabeth Hartlieb (Hg.innen), Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach, 2012, 251 S., 29,95 Euro

Theologietreiben »für das Leben« – eine schöne Beschreibung für eine mögliche Zwischenbilanz der ersten Generationen der Feministischen Theologie. Der Band sammelt Aspekte der entlegensten, aber immer politischen Fragestellungen, sei es nun aus den postkolonialen Lernfeldern der Ökumene (Bieler, Wollrad, Lassak) oder zu Fragen der Feminisierung des Pfarramts (Scheepers), seien es Porträtansätze zu Dorothee Sölle (Hartlieb) oder Catherine Keller (Nutt), seien es biblische Studien (Butting, Janssen) oder neue Anläufe zu einer Theologie des Politischen (Wacker, Auga, Günter). Ein nötiges Buch, dass in allerlei »Reformprozessen« der Institutionen nicht vergessen wird, dass die Theoriearbeit sich auch in der Praxis erweisen will.

H.R.

Alltagskultur des Antisemitismus im Kleinformat

Vignetten der Sammlung Wolfgang Haney ab 1880

Isabel Enzenbach und Wolfgang Haney (Hg.), Metropol Verlag 2012, 19 Euro

Es ist ein Bilderbuch. Mit mehr als 300 kleinformatigen Abbildungen in bester Farbqualität. Es ist ein erschreckendes Bilderbuch. Mit mehr als 300 kleinen antisemitischen Marken und Zetteln. Von früher, ab 1880: Postkarten, Brief- oder Reklamemarken, Aufkleber, Zündholzetiketten, Rabattmarken, imitierte Eisenbahnfahrkarten: »Nach Jerusalem. Hin, aber nicht zurück!« (1893!), Klebezettel fürs Sammelalbum, auch überall hinzukleben: auf Briefkästen und Liebesbriefe, an Schaufenster und Telefonzellen ... Antisemitismus in Kleinformat. Wer will da noch sagen: »Davon haben unsere Eltern und Großeltern nichts gewusst!« Wolfgang Haney, im nationalsozialistischen Deutschland als »Mischling 1. Grades« aufgewachsen, hat diese Antisemitica-Sammlungen zusammengetragen, Isabel Enzenbach stellt sie vor und gibt gemeinsam mit den KollegInnen W. Bergmann, C. Kreutzmüller, A. Gottwaldt und J. Meyer Einblicke in historische und mediengeschichtliche Zusammenhänge.

I.S.

Schalom

Avram Kantor, Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler, Carl Hanser Verlag München 2012, 239 S., 18,90 Euro

Dieses Jugendbuch ist keine ganz einfache Lektüre, vielleicht für manche anfangs gar eine Zumutung: Warum weigert sich Nechama Silber, wohnhaft in Haifa, jemals wieder deutsch zu sprechen, und warum will sie in ihrem Leben niemals mehr einem Deutschen begegnen? Sie und Menachem, ihr verstorbener Ehemann, redeten nie darüber, was damals »dort« passiert war. Aber sie empfanden es als ein großes Unglück, als ihr jüngerer Sohn vor zwanzig Jahren eine Deutsche heiratete, »die-da« sagt sie bis heute, wenn sie von ihrer Schwiegertochter spricht. Und dann ging Jaki auch noch mit dieser Anna nach München. Nun aber steht plötzlich ihr 18jähriger Enkel aus Deutschland vor der Tür. Gil hat sich entschieden, seinen Zivildienst in einem Tel Aviver Altersheim abzuleisten, er spricht sogar ein wenig Hebräisch. Mit Gils Ankunft ändert sich ganz plötzlich ganz viel im Leben von Nechama und ihrer Familie in Israel. Gil ist in Israel gut aufgehoben, aber dann reißt der Kontakt zu ihm

plötzlich ab. Und was ist mit dem schrecklichen Busunglück? Und wer ist der ausländische Tourist, der dabei ums Leben kam?

Mirjam Pressler schrieb zu diesem Buch: »Hier begegnen sich erste, zweite und dritte Generation. Und wir sehen: Die Vergangenheit ist nicht vergangen.«

Mirjam Pressler wurde im Februar 2013 im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit mit der Buber-Rosenzweig-Medaille ausgezeichnet.

I.S.

Alle Zeit der Welt

Anlässe um miteinander über Zeit zu sprechen

Antje Damm, Moritz Verlag Frankfurt am Main, 4. Auflage 2010, 13,80 Euro

Machen Sie mit: Nennen Sie zusammengesetzte Wörter mit »Zeit«: Herbstzeit, Eiszeit, Zeitschrift, zeitlos, Lebenszeit ... Antje Damm verführt Leserinnen und Leser jeglichen Alters zum zeit- und kurzweiligen Nachdenken über die Zeit. Und endet anspruchsvoll mit den weisen Worten des Predigers Salomo/Kohelet (Kap. 3,1-8): »Ein jegliches hat seine Zeit ... Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.« Bis zu dieser letzten Seite aber erzählt das kunterbunte (Foto)-Bilderbuch von der Zeit, »die verfliegt«, »die man nicht aufhalten kann«, von Winter-, Sommer-, Tag- und Nachtzeit, von Aufsteh- und Ferienzeit und dem Wunsch: »Manchmal möchte man die Zeit am liebsten zurückdrehen.« Ein kleines Buch mit langer »Haltbarkeitszeit«. Schenken Sie ihm Ihre Zeit und Aufmerksamkeit oder verschenken sie es! Und damit komme ich schon zum Schluss – auch »schweigen hat seine Zeit« (Kohelet 3,7).

I. S.

KAPITEL IV

ASF-Freiwillige berichten

Mit hundert Jahren noch Freundschaften schließen

Manchmal war ich zu früh und musste noch kurz warten, während Gretel sich den Lippenstift nachzog und den passenden Schmuck raussuchte. Jeden Donnerstagnachmittag stand ich pünktlich nach Gretels Schlafstunde vor ihrer Tür.

Es werden in diesem Oktober ziemlich genau fünf Jahre sein, die wir uns kennen: Ich, Ella, 24 Jahre alt und sie, Gretel, 100.

Als ich sie während meines einjährigen Freiwilligendienstes 2008/2009 in Haifa traf, war sie 96 Jahre alt. Schon dies schien mir unbegreiflich, denn Gretel erfüllte nicht meine Vorstellung einer über neunzigjährigen Frau. Nein, mir gegenüber saß eine souveräne, rüstige Dame mit einem sehr kritischen Geist. Sie sprach mehrere Sprachen fließend und tippte fleißig auf ihrer Schreibmaschine ihr drittes Buch über ihre Familiengeschichte. Für mich war sie damals noch Frau Merom. Das Du hatte sie mir bei einem der letzten Treffen während meines Freiwilligendienstes angeboten und wir hatten es mit einem guten Schluck französischen Cognacs besiegelt. In Gretels Familie hält sich hartnäckig das Gerücht, dass der Cognac das Geheimnis ihres hohen Alters sei. So kam auch ich während meiner wöchentlichen Besuche häufig in den Genuss eines guten Tropfens nach einer guten Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen oder Gebäck aus der besten Bäckerei der Stadt.

Manchmal redeten wir über die Vergangenheit

Die Treffen bei Gretel wurden zum wöchentlichen Highlight meines Freiwilligendienstes. Wir redeten über die Leute im »Elternheim« und über das tagespolitische Geschehen in Israel und Deutschland. Oft gingen wir im nahe gelegenen Einkaufszentrum gemeinsam einkaufen, Gretel war in jedem Bekleidungsgeschäft ein bekanntes und gern gesehenes Gesicht. Einmal fuhren wir sogar gemeinsam ans Meer, für Gretel eine weite Reise mit dem Taxi, die sie sich allein nicht mehr zutraute. Wir saßen dann in Haifa im Strandcafé, tranken Kaffee und Limonade und tauschten das Neuste aus.

Manchmal redeten wir auch über die Vergangenheit. Gretels Weg führte sie mit einer zionistischen Jugendorganisation 1934 von ihrer Heimatstadt Frankfurt nach Haifa, wo sie heute wieder wohnt. Zu ihrer Vergangenheit gehört auch das Schicksal ihrer Eltern Norbert und Julie Baum, das für sie allgegenwärtig ist. Ihre Eltern wurden nach verzweifelten Versuchen, doch noch ein Visum zu bekommen, im Jahr 1942 von Frankfurt nach Lodz deportiert und

dort ermordet. Gretel erfuhr erst viele Jahre später, was ihren Eltern widerfahren war. Ihre Mutter hatte sie vor der Deportation sogar noch in Palästina besucht, um ihren Enkel, Gretels ersten und einzigen Sohn, kennen zu lernen. Doch es gelang ihr nicht, sie zum Bleiben zu überreden.

Wenn Gretel über diese Erinnerungen sprach, überkam mich jedes Mal eine unbeschreibliche Sprachlosigkeit. Schließlich saß ich, in Deutschland geboren und aufgewachsen, nun vor ihr und ließ mir Kaffee und Kuchen servieren. Immer wieder stellte ich mir die Frage: »Wie ist es möglich, dass Gretel mir überhaupt in die Augen sehen kann?« Ohne die Frage je gestellt zu haben, wurde sie mir doch das eine oder andere Mal beantwortet. Gretel betonte immer wieder, dass wir nun die neue Generation seien und dass sie mich und andere junge deutsche Freiwillige als Botschafter_innen betrachte, die ihre Geschichte weiter tragen. Gerne belehrte sie auch andere Heimbewohner_innen, die nichts mit Deutschen zu tun haben wollten, über diesen Sachverhalt. Auch dies war für mich immer wieder befremdlich, konnte ich doch sehr gut nachvollziehen, dass die Menschen, die aus ihrem Land vertrieben wurden, ihre Familienangehörigen in der Schoa verloren hatten und in Konzentrationslagern all ihrer Würde beraubt wurden, nie wieder ein Wort mit Deutschen sprechen wollten. Dass sie den Klang der Sprache nicht ertragen konnten. Für Gretel galt das Gegenteil. Wir lasen zusammen Goethe und sie rezitierte aus dem Kopf »Wenn wir den Krieg gewonnen hätten« von Erich Kästner und betonte die Liebe zu ihrer Muttersprache.

Gretel checkt täglich ihre Emails

Als meine Zeit in Haifa zu Ende ging, musste ich nicht lange überlegen, wie ich mit Gretel in Kontakt bleiben konnte. Einer ihrer Enkelsöhne hatte ihr zuvor nach langem Bitten einen Laptop gekauft. Gretel ist seitdem bei Facebook, hat einen Skype-Account und checkt täglich ihre Emails. Seit einiger Zeit hat sie einen privaten Computerlehrer, der ihr wöchentlich neue Tricks und Kniffe im web2.0 beibringt. »Ich bin seine älteste Schülerin und er ist mein jüngster Verehrer«.

So hielten Gretel und ich problemlos Kontakt. Über Telefon und Emails tauschten wir uns aus, manchmal erhielt ich auch einen Brief mit einem interessanten Zeitungsartikel oder einer von Gretels Reden. Gretel vergaß nicht einmal meinen Geburtstag und rief manchmal zu Weihnachten an, um frohe Feiertag zu wünschen.

Immer wieder verabschiedete ich mich mit den Worten: »Wir sehen uns bei meinem nächsten Besuch in Israel.« Nicht selten war Gretels Antwort: »Ach, mal sehen, ob ich bis dahin noch lebe.« oder aber »nur, wenn ich bis dahin

nicht abkratze«. Auch den 100. Geburtstag haben wir uns gemeinsam ausgemalt, aber immer unter dem Vorbehalt »wer weiß«...

Mit hundert Jahren Freundschaften schließen

Im Dezember letzten Jahres war es dann soweit. Mir flatterte eine Einladung zum 100. Geburtstag nach Haifa ins Haus. Als ich ihr wiederum per Email mitteilte, dass ich kommen werde, fanden sich in ihrer Antwort folgende Worte: »Ich freue mich, dass du dabei bist. Dein Besuch ist mir sehr wichtig, vor allem weil er mir beweist, dass man selbst mit 100 Jahren noch Freundschaften schließen kann.« Wir sind also im Laufe der Jahre Freundinnen geworden. Ich habe viele verschiedene Freundinnen und dennoch wage ich zu behaupten, Gretel gehört zu den ganz besonderen unter ihnen.

Die Geburtstagsfeier war ein rauschendes Fest mit knapp 100 Gästen, darunter zehn Familienmitglieder aus Amerika. Gretel hielt ihre Rede an diesem Abend auf Hebräisch und Englisch. Sie hatte sie vorher auf ihrem Computer getippt und extra groß ausgedruckt. Die Augen – man möge es einer 100-jährigen nachsehen – sind mittlerweile etwas schwach. Es gab nach einem großartigen Buffet an runden, mit Blumen geschmückten Tischen einen Film über Gretels Leben und zahlreiche Fotoshootings mit der ganzen Familie. Ich verließ die Feier kurz vor Mitternacht und Gretel tummelte sich noch munter inmitten der vielen Enkel_innen und Urenkel_innen.

Wir verabredeten uns für den nächsten Tag. So stand ich also am nächsten Morgen vor ihrer Tür. Sie bat mich herein und gemeinsam ordneten wir die Geburtstagspost. Es gab Kaffee und Gebäck – vom besten Bäcker der Stadt, versteht sich – und danach einen Cognac. Wie in alten Zeiten. Ich verabschiedete mich auch dieses Mal von Gretel wie immer mit dem Satz: »Wir sehen uns bei meinem nächsten Besuch in Israel.« Ihre Antwort fiel wieder eindeutig aus, aber dieses Mal war es ein Nicken, ein Lächeln und ein »Ja, dann fahren wir wieder ans Meer!«

Ella Enzmann war 2008–2009 ASF-Freiwillige in Israel und arbeitete in drei Projekten mit: im Kindergarten eines Frauenhauses, im Altersheim »Rishonei ha Carmel« und in der feministischen Frauenrechtsorganisation »Isha L´Isha«.

Der Freiwilligendienst von Ella Enzmann wurde gefördert durch die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft.

»Was hat Ihr Großvater in der Zeit des Nationalsozialismus gemacht?«

»Was hat Ihr Großvater in der Zeit des Nationalsozialismus gemacht?« Es ist eine der ersten Fragen, die mir Pan R. zu Beginn meiner Zeit als Freiwilliger der Aktion Sühnezeichen vor zehn Jahren in Brno im Osten der Tschechischen Republik stellt. Wir sitzen uns in der kleinen Wohnung am Küchentisch gegenüber. Er ist Mitglied der jüdischen Gemeinde, über 90 Jahre alt und kann seine Wohnung nicht mehr alleine verlassen.

Ich bringe ihm dreimal die Woche das Mittagessen. Es liegt schon ein längerer Vormittag hinter mir: Morgens begleite ich die Bewohner der betreuten Wohnungen der Charita Brno beim Start in den Tag und fahre mit ihnen einmal quer durch die Stadt zu den Werkstätten für Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen. Danach frühstückte ich mit Pani B. koscheren Humus aus Israel. Sie hat das Konzentrationslager Auschwitz überlebt. Während ich mit ihr über den schmalen Flur laufe, erzählt sie nicht viel von sich. Sie stellt mir Fragen zu meinen Erfahrungen in Tschechien.

Bei Pan R. erzähle ich, was ich von meinem Großvater weiß. Er ist vor meiner Geburt gestorben und existiert für mich bis heute nur in der Erinnerung. Meine Großmutter hat ständig von ihm geredet. Mit ihr habe ich sein Grab besucht und gepflegt. Das dabei vermittelte Bild vom Großvater: ein einfacher Lausitzer, der es über ein Auslandsstudium in Paris bis zum Professor der Romanistik in Göttingen gebracht hat. In die NSDAP ist er nur eingetreten, um vom Dorflehrer aufzusteigen. Meine Omi erzählte vage von seinen Dolmetschertätigkeiten im besetzten Frankreich. Ich habe nicht weiter nachgefragt.

Pan R. fragt auch nicht weiter nach. Er erzählt mir sehr lebendig seine Familiengeschichte. Jede Woche kommt ein neuer Abschnitt hinzu. Sein Bruder wurde auf offener Straße ermordet, nahezu die gesamte Familie hat die Verfolgung nicht überlebt. Pan R. hat sich verstecken können und als Partisan gekämpft. Er ist bis ins hohe Alter ein engagierter Sozialdemokrat, der sich in die Tagespolitik einmischt. Sein Lebensmut und der scharfe Blick auf den Zeitgeist haben mir tiefe Einblicke in das Land Tschechien ermöglicht.

Pan R. ist nach meinem Freiwilligendienst gestorben. Seine Lebensgeschichte trage ich als lebendige Erinnerung in mir. »Was hat Ihr Großvater in der Zeit des Nationalsozialismus gemacht?« Diese Frage hat mich über die Zeit in Brno hinaus bewegt. Mein Onkel hat nach meinem Freiwilligendienst nachgeforscht. Er hat mir eine andere Geschichte erzählt: Mein Großvater war ein Folterer. Im besetzten Frankreich hat er für die Gestapo in der Stadt Angers Menschen gequält, um

an Informationen über die »Résistance« zu kommen. Er war ein »brutales, verschlagenes Wesen« – so eine Zeugenaussage in Prozessakten, die mein Onkel gefunden hat. Eine neue Erzählung. Ich müsste heute also Pan R. eine andere Antwort auf seine Frage geben: »Mein Opa war ein Folterer«. Die Enkelperspektive auf den Großvater verändert sich. Unverständlich ist für mich der Umgang des Großvaters mit dieser Vergangenheit. Er hat aus den begangenen Verbrechen keine Konsequenzen gezogen und sich der eigenen Vergangenheit nicht vor Gericht gestellt. In der Familie hat er durch sein Schweigen die Beziehung zu seinen Kindern und deren Beziehungen untereinander stark belastet.

»Was hat Ihr Großvater in der Zeit des Nationalsozialismus gemacht?« Mein Jahr in Tschechien und die Arbeit mit Überlebenden der Schoa erscheint heute in einem anderen Licht. Ich weiß nicht, wie ich mit dem anderen Wissen über die Vergangenheit des Großvaters an den Freiwilligendienst herangegangen wäre. Ich sehe mein Engagement für Aktion Sühnezeichen als ein kleines Zeichen der Sühne. Diese erinnert an vergangene und gegenwärtige Schuld. Sühne bedeutet für mich im Sinne von Helmut Gollwitzer (1962): »Wir müssen aus der Geschichte lernen, Folgerungen zu ziehen, Fehler einzugestehen, umzudenken, umzukehren von falschen Wegen und neue Wege zu suchen.« Diese Herausforderung beschäftigt mich seit dem Beginn meines Freiwilligendienstes vor zehn Jahren, in der Familie, in meinem Engagement für die internationalen Sommerlager der ASF aber auch im beruflichen Alltag mit Schüler_innen als Gymnasiallehrer in Hannover.

Ich stehe mit meinem Bruder, meiner Mutter, meinem Co-Vater und meiner Tante in einem kleinen und dunklen Weinkeller in Angers in Frankreich. Monsieur Capus hat uns in seinem Wohnhaus empfangen, welches über dem ehemaligen Folterkeller der Gestapo liegt. Handschriftliche Zeugnisse an der Wand erinnern daran, dass hier Gefangene festgehalten worden sind. Ich bekomme eine Vorstellung davon, was mein Großvater während der Zeit des Nationalsozialismus gemacht hat. Ich lege eine Rose in den Keller. Monsieur Capus freut sich über unseren Besuch. Wir sprechen über die Familiengeschichte. In der lebendigen Begegnung der Generationen wird die Erinnerung greifbar.

Martin Harer war 2002–2003 Freiwilliger in Brno, Tschechien. Er unterstützte Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen und besuchte alte Menschen der Jüdischen Gemeinde Brno. In den folgenden Jahren engagierte er sich ehrenamtlich im Bereich der ASF-Sommerlager, unter anderem war er acht Jahre lang Mitglied des Leitungskreises. Heute arbeitet er als Gymnasiallehrer in Hannover.

Zu Besuch mit Bratsche

Jede Woche besuche ich sieben Überlebende des Holocaust. Sie sind um die 90 Jahre alt und viele von ihnen körperlich oder mental leider sehr schwach. Trotzdem können sie noch unglaubliche Geschichten erzählen. Nach drei oder vier Besuchen am Stück falle ich abends immer völlig erschöpft ins Bett.

Da ist zum Beispiel ein ehemaliger Konzertpianist, der unter Alzheimer leidet. Einen großen Teil seines Repertoires spielt er immer noch auswendig. So komme ich mit meiner Bratsche zu ihm und wir spielen uns gegenseitig etwas vor.

Oder eine Auschwitz-Überlebende, die mir immer wieder Erlebnisse aus dem Lager erzählt und wie das Leben danach in Schweden und den USA aussah. Oder eine alte Berlinerin, die vor dem Krieg nach Shanghai geflohen ist und aus dem alten Berlin berichtet.

Oder wir haben einfach schöne Gespräche über Gott und die Welt, das gegenwärtige Deutschland, mein eigenes Leben. Ich kann etwas von der Lebenserfahrung und Ruhe dieser Menschen mitnehmen, von ihnen lernen. Diese Besuche sind zwar oft sehr anstrengend und emotional aufwühlend, aber auch unglaublich bereichernd und schön. Mir als Deutschen erzählen sie ihre Geschichte, das ist etwas besonderes.

Leider hatte ich aber auch ein Erlebnis, bei dem ein kleines Missverständnis genügt hat, um die Erinnerung vom Nazi-Deutschland wieder hochkommen zu lassen. Eine Frau, die in Polen im Versteck überlebt hatte, sah in mir einen Nazi, jemanden in Uniform, der gekommen war, um sie zu töten. Es war schwer für mich auf diese Art und Weise mit der deutschen Vergangenheit konfrontiert zu werden. Ich fand es aber auch schade, dass sie wahrscheinlich mit diesem Bild von Deutschen nun alleingelassen wird, weil sie mich als Besucher nicht mehr empfangen möchte. Ich hoffe, dass der nächste Freiwillige mehr Glück hat als ich.

Karl Ludwig, Jahrgang 1993, aus Berlin, leistet seinen ASF-Freiwilligendienst in New York bei dem jüdischen Projekt DOROT.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Karl Ludwig wird durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Immer etwas los

Ich arbeite, lebe und wohne in einer »Arche« in Frankreich. Das ist eine Gemeinschaft, in der Menschen mit und ohne Behinderung ihr Leben teilen. Die Grundidee: die Reichtümer und Gaben von Menschen mit einem geistigem Handicap werden entdeckt. So heißt es in der Archen-Charta: »Es gehört zum tiefsten Wesen des Menschen, zu lieben und geliebt zu werden. Menschen mit einer Behinderung haben oft eine besondere Gabe, andere herzlich aufzunehmen.«

Lachen und weinen, umarmen und streiten, zusammensitzen und tanzen, sich unterhalten oder anschweigen, Spannung und Langweile, es ist von allem etwas dabei und das ist auch gut so. Sechs Tage die Woche bin ich in Aktion. Oft bin ich mit dem Wecken dran, dann muss ich früher aufstehen, denn zwei Damen auf meinem Stockwerk brauchen morgens etwas mehr Hilfe als die Anderen. Ich muss ihnen beim Waschen, Anziehen,... helfen. Ich mache das sehr gerne, denn Sylvie, eine der Damen, bringt mich schon am Morgen auf so gute Laune, dass ich meine Müdigkeit völlig vergesse.

Habe ich am Morgen die Damen geweckt, so muss ich sie am Abend auch ins Bett bringen. Das kann manchmal richtig anstrengend sein, weil es einfach nicht so schnell geht. Für so einen Schlafanzug können sie schon mal 20 Minuten brauchen, weil alles andere interessanter ist. Es ist aber umso schöner, wenn sie diese Minuten mit Singen oder Tanzen vertrödelt, so haben wir beide Spaß und können noch beim gemeinsamen Zähneputzen einen zuvor gesungenen Chanson vor uns hin pfeifen.

Ganz viele solcher Momente machen mich glücklich. Ich glaube, ich habe schon lange nicht mehr so oft gelacht wie hier.

Elena Trenz, Jahrgang 1994, ist ASF-Freiwillige in dem Projekt L'arte in Wambrechies in Frankreich.

Der Freiwilligendienst von Elena Trenz wird vom Service Civique gefördert.

Kollektenbitte

für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel

Wir bitten um Ihre Unterstützung der Freiwilligenarbeit der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel.

Wie die Samaritanerin am Brunnen, so wollen die Freiwilligen durch konkrete Begegnung etwas von einer anderen Welt, von Israel erfahren. Sie stellen sich damit der Geschichte und Gegenwart des Christentums, dem Antisemitismus und der weiterhin gefährdeten Situation in Israel und der oft wenig freundlichen Stimmung zu Israel in unserm Land.

24 Freiwillige arbeiten und leben 12 Monate in Israel, um zu lernen und sinnvolle Arbeit zu tun. Sie lernen die Sprache. Sie arbeiten in Heimen für alte Menschen, die den Holocaust überlebt haben, und helfen in der Kinder- und Jugendarbeit. Sie lernen und arbeiten in Gedenk- und Bildungsstätten für jüdisch-deutsche Geschichte. Sie unterstützen Initiativen für die jüdisch-arabische Verständigung. In dieser Arbeit lernen sie für sich und bauen Brücken der Verständigung für uns alle. Im Angesicht der Vergangenheit stellen sie Zeichen auf für die Zukunft.

Die Organisation dieser Arbeit, die Begleitung der Freiwilligen und die Projekte der Freiwilligen kosten viel Arbeitskraft und Geld. Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet.

Jutta Weduwen
Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
Nr. 311 37-00 / BLZ 100 205 00

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Prof. Dr. Martin H. Jung, war 1975–1977 Israel-Freiwilliger der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste und engagiert sich seither im christlich-jüdischen Dialog; seit 2002 Universitätsprofessor für Historische Theologie am Institut für Evangelische Theologie der Universität Osnabrück.

Dr. Margot Käßmann, 1999–2010 Landesbischöfin der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover; 2009–2010 Ratsvorsitzende der EKD; seit 2012 »Botschafterin für das Reformationsjubiläum 2017« im Auftrag des Rates der EKD

Yariv Lapid: Leiter der pädagogischen Abteilung der Gedenkstätte Mauthausen

Dr. Matthias Loerbroks, war Israel-Freiwilliger der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, hat bei Friedrich-Wilhelm Marquardt studiert und wurde an der FU promoviert, seit 1998 ev. Pfarrer am Französischen Dom, Berlin

Friedrich-Wilhelm Marquardt, 1928–2002; war Professor für Systematische Theologie am Fachbereich »Philosophie und Sozialwissenschaften« an der FU Berlin – »ein Lehrer der Kirche« (W. Huber); »Er kann unter den evangelischen Theologen in Deutschland als einer der einflussreichsten Pioniere der Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses nach der Schoa gelten.« (A. Pangritz)

Dr. Peter von der Osten-Sacken, Prof. em. für Neues Testament an der Humboldt-Universität Berlin, dort von 1994–2007 Leiter des Instituts für Kirche und Judentum, Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2005, u. a.: »Martin Luther und die Juden« (2002); mit F. Duensing bei ASF neu bearbeitet: »Präfamina. Einleitungen zu den gottesdienstlichen Lesungen« 2011

▶ Studien- und Bildungsreise nach Israel

Vom 02.–15. Oktober 2013 bietet Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Kooperation mit der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem eine Studien- und Bildungsreise zum Themenkomplex »Umgang und Vermittlung der Shoah in Israel« an. Diese richtet sich vor allem an Pädagog_innen, Multiplikator_innen und Geschichtslehrer_innen. Weitere Informationen in Kürze unter

www.asf-ev.de/studienreisen

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, zahlreiche Veröffentlichungen, näheres www.helmut-ruppel.de, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: h.m.ruppel[at]gmx.de

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin i. R. und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung, zahlreiche Veröffentlichungen, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: ille.schmidt[at]arcor.de

Dr. Christian Staffa, Theologe; 1999–2012 ASF-Geschäftsführer, Sprecher der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus, Kontakt: staffa[at]ipn.de

Dr. Ellen Ueberschär, Pfarrerin und Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: Schabbat, 1900, von Ephraim Moses Lilien

Seite 5, 27, 38-39, 61: Lucas Cranach, Die Zehn-Gebote-Tafel, mit freundlicher Genehmigung der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, Lutherstadt Wittenberg

Seite 67, 76, Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin, Nr. 3 113 700, BLZ 100 205 00
Redaktion: Helmut Ruppel, Friederike Schmidt, Ingrid Schmidt, Christian Staffa
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens KG, Berlin
Auflage: 6.000 Stück | Ausgabe: März 2013
Titelbild: Schabbat, 1900, von Ephraim Moses Lilien, der als wichtigster jüdischer Jugendstilmaler gilt. Das feminine Wort »Schabbat« hat zur Personifizierung des Ruhetages als Königin und Braut geführt, die sich in Gebeten, Gesängen und Darstellungen mit vielfachen Bezügen zum Hohenlied der Bibel findet. Messianische Erlösungshoffnungen und Schabbat sind eng miteinander verknüpft.

An:

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
Friederike Schmidt
Auguststraße 80
10117 Berlin

Meine Kontaktdaten:

Name .....

Postadresse .....

.....

Email-Adresse .....

☐ Ich möchte weitere Informationen über ASF per Email erhalten.

Ihre Meinung ist uns wichtig!

Sie erhalten regelmäßig unsere Predigthilfe, die ASF zur Friedensdekade, zum 27. Januar und zum Israelsonntag herausgibt. Wir möchten gern von Ihnen wissen, was sie an der Predigthilfe besonders schätzen, wo wir uns verbessern können und ob und in welcher Form Sie unsere Predigthilfe weiterhin erhalten möchten.

Was finde ich gut an der Predigthilfe?
Was könnte besser werden und was wünsche ich mir?

.....

.....

.....

.....

.....

Welche Teile der Predigthilfe lese ich gern bzw. nutze ich für meine Arbeit?

.....

.....

.....

.....

.....

- ☐ Ich möchte die Predigthilfe weiterhin per Post zugesandt bekommen.
- ☐ Ich möchte die Predigthilfe künftig per Email geschickt bekommen.
- ☐ Ich möchte die Predigthilfe künftig nicht mehr bekommen.

Bitte abtrennen und an umseitige Adresse senden oder per Email an: Schmidt[at]asf-ev.de.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten für ...

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... Begegnungen über Grenzen hinweg.

... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.

... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: 3 113 700, BLZ 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft Berlin